



70. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 5 M. 75.
Redakteur: Ernst Schuberl in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — In den Wormserbergen, von Alois Burg, I. Gattung. — „Herb“, Gedicht von G. Michael. — „Die Dampferheine“, Roman von Hermann Franke-Schlenkerlein. — „Vollt die Rindfleisch in mir kochen!“ von Adolf Mohrbach. — Die Pariser Verfallsblätter, von Eugen v. Jagow. — Gastina Bonivetti, in ihrem hundertsten Geburtstag, von E. A. — Zu unsern Willkern.

— Das Thuner Reducenecorps. — Schak. — Nützel. — Weibsbilder. — Pittaval. — Briefmadge.
Abbildungen: Gauserie, nach dem Gemälde von R. Riemper.
— „Vollt die Rindfleisch in mir kochen!“ Aus dem gleichnamigen Prosastück von Gail. — Einsteig, mit Bildern von Eduard Haeuserler. — Aufnahme eines Wurmochers bei Carrara. — Wurmocherbruch bei Carrara. — Nüchtl von Carrara.

Wurmocherbruch bei Mavocclone. — Robert von Wied, der neue Fürstentum von Rom. — Von der deutschen Reichskasse. — In den neuen Romanen des „Globe“ und „Dunst“ unter dem Namen „Soci“. Originalabdruck des Willsen Eilers. — Schied, nach dem Gemälde von Eduard Weisner. — Der Gang des Orinobels auf den Nützel. — Auf Reis und Viren. — Sam. „Kaiserschiff“ der Reducenecorps in Thun, 12. Oktober 1897.

Stechlin.

Roman von Theodor Fontane.

XVIII.

Draußen, unter dem Gezweige der alten Linden, standen mehrere Kaleschwagen, aber der des Superintendents fehlte noch, weil Kofeleger eine viel längere Sitzung erwartet und darauf hin seinen Wagen erst zu zehn Uhr bestellt hatte. Bis dahin war noch eine hübsche Zeit; der Superintendent indessen schien nicht unzufrieden darüber, und seines Amtsbruders Arm nehmend, sagte er: „Lieber Lorenzen, ich muß mich, wie Sie sehen, bei Ihnen zu Gast laden. Als Unverheirateter werden Sie, so hoffe ich, über die Störung leicht hinwegkommen. Die Ehe bedeutet in der Regel Segen, aber die Nichte hat auch ihre Segnungen. Unsere guten Frauen entschlossen sich dieser Einsicht, und dieser unbedingte Glauben an sich und ihre Wichtigkeit hat oft was Mührendes.“

Lorenzen, der sich — bei völliger Würdigung der Gaben seines ihm vorgelegten und zugleich gern einen spöttischen Ton einschlagenden Amtsbruders — im allgemeinen nicht viel aus ihm machte, war diesmal doch mit allem einverstanden und nickte, während sie, schräg über den Platz fort, auf die Pfarre zuschritten.

„Ja, diese Einbildungen,“ fuhr Kofeleger fort, zu dessen Lieblingsgesprächen dies Thema gehörte. „Gewiß ist es richtig, daß wir samt und sonders von Einbildungen leben, aber für die Frauen ist es das tägliche Brot. Sie malträtieren ihren Mann und sprechen dabei von Liebe, sie werden malträtirt und sprechen erst recht von Liebe; sie sehen alles so, wie sie's sehen wollen, und vor allem haben sie ein Talent, sich mit Tugenden anzurüsten (erlassen Sie mir, diese Tugenden aufzuzählen), die sie durchaus nicht besitzen. Unter diesen meist nur in der Vorstellung existierenden Tugenden befindet sich auch die der Gastlichkeit, wenigstens hierlandes. Und nun gar unsere Pfarrmütter! Eine jede hält sich für die heilige Elisabeth mit den bekannten Worten im Korb. Haben Sie übrigens das Bild auf der Wartburg gesehen? Unter allen Schwindschen Sachen sieht es mir so ziemlich obenan. Und in Wahrheit, um auf unsere Pfarrmütter zurückzukommen, liegt es doch so, daß ich mich bei pastoralischen Jungesellen immer am besten aufgehoben gefühlt habe.“

Lorenzen lachte. „Wenn Sie nur heute nicht widerlegt werden, Herr Superintendent.“

1898 (No. 70).



Gauserie.

Nach dem Gemälde von R. Riemper.

Photographie-Verlag von J. Neumann in Bonn.

„Ganz undenkbar, lieber Lorenzen. Ich bin noch nicht lang in dieser Gegend, in meinem guten Quaden-Gemmersdorf da drüben, aber wenn auch nicht lange, so doch lange genug, um zu wissen, wie's hier herum aussieht. Und Ihr Renomme... Sie sollen so was von einem Feinschmecker an sich haben. Kann ich mir übrigens denken. Sie sind Keßheitstus, und das ist man nicht ungestraft, am wenigsten in Bezug auf die Junge. Ueberhaupt das Keßheitstus. Für manchen freilich ein Unglück. Das Haus hier vor uns ist wohl Ihr Saalhaus? Keßheitstus und kein Feindes Gardine, das ist immer 'ne preussische Schute. So wird bei uns die Volksseele für das, was schön ist, groß gezogen. Aber es kommt auch was dabei heraus! Münter wundert's mich nur, daß sie die Bienen aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. nicht mehr konservieren. Eigentlich war das doch das Ideal. Graue Wand, hundert Löcher drin und unten großes Hauptloch. Und natürlich ein Schilberhaus daneben. Letzteres die Hauptfische. Schade, daß so was verloren geht. Uebrigens rettet hier der grüne Stafetengann das Ganze... Wie heißt doch der Lehrer?“

„Krippenstapel.“
 „Nichtig, Krippenstapel. Kayler nannte ihn ja während der Sitzung mit einer Art Kolomb. Ich erinnere mich noch, wie mir der Name wohlthat, als ich ihn das erste Mal hörte. So heißt nicht jeder. Wie kommen Sie mit dem Namen aus?“

„Sehr gut, Herr Superintendent.“
 „Freut mich aufrichtig. Aber es muß ein Kunststück sein. Er hat ein Gesicht wie 'ne Gule. Dabei so was Steifenines und zugleich Selbstbewußtes. Der richtige Lehrer. Meiner in Quaden-Gemmersdorf war ebenso. Aber er läßt nun schon ein bißchen nach.“

Unter diesen Worten waren sie bis an die Pforte gekommen, in der man, ohne daß ein Note vorausgeschickt worden wäre, doch schon wußte, daß der Herr Superintendent mit erscheinen würde, — nur wenige Minuten, die trotzdem für Frau Kullide (eine Lehrerswitwe, die Lorenzen die Wirtschaft führte) ausgereicht hatten, alles in Schick und Ordnung zu bringen. Auf dem länglichen Hausflur, an dessen äußerstem Ende man gleich beim Eintreten die blinzbunte Kullide sah, brannten ein paar helle Paraffinleuchten, während rechts daneben, in der offenstehenden Stuhlerstube, eine große Lampe mit grünem Marmorfuß ein gedämpftes Licht gab. Lorenzen schob den Sofastuhl, darauf Zeitungen hoch aufgeschichtet lagen, ein wenig zurück und bat Kofeleger, Platz zu nehmen. Aber dieser, eben jetzt das große Bild bemerkend, das in beinahe reicher Umrahmung über dem Sofa hing, nahm den ihm angebotenen Platz nicht gleich ein, sondern sagte, sich über den Tisch vorbeugend: „Ah, gratuliere, Lorenzen. Kreuzabnahme; Auhens. Das ist ja ein wunderschöner Stuch. Ober eigentlich Maanatina. Vergleichen wird hier wohl im siebenmeiligen Umkreis nicht oft getroffen werden, nicht einmal in dem etwas heraufgeputzten Rheinsberg; in Rheinsberg war man für Wattenische Kreuzabnahmen auf einer Schaufel, aber nicht für Kreuzabnahmen und dergleichen. Und stammt auch sicher nicht aus dem sogenannten Schloß Ihres liebenwürdigen alten Herrn drüben, Meientathe mit Mastagel davor. Ah, wenn ich diese Mastageln sehe. Und dann das hier! Wissen Sie, Lorenzen, das Bild ruft mir eine schöne Stunde meines Lebens zurück, einen Reisetag, wo ich mit Großfürstin Wera vom Haag aus in Antwerpen war. Da sah ich das Bild in der Galerie. Gleich am Eingang. Waren Sie da?“

Lorenzen verneinte.
 „Das wäre was für Sie. Dieser Auhens. Es heißt immer, daß er nur Flamänderinnen hätte malen können. Nun, das wäre wohl auch nicht das Schlimmste gewesen. Aber er konnte mehr. Sehen Sie den Christus. Und hier die Gestalt der Maria. Wohl jedem, der draußen war, und zu dem die Welt mal in andern Jungen redete! Hier blüht der Silberbogen, Lärche links, Nüsse rechts. Ah, Lorenzen, es ist traurig, hier verschauern zu müssen.“
 „Als er so gesprochen, ließ er sich, vor sich hinstarrend, in die Sofa-Ecke nieder, ganz wie in andre Zeiten verloren, und sah erst wieder auf, als ein junges Ding ins Zimmer trat, groß und schlank und blond, und Lorenzen verlegen und erdend etwas zusäuferte.“

„Meine gute Frau Kullide,“ sagte Lorenzen, „läßt eben fragen, ob wir unsern Zuhilf im Nebenzimmer nehmen wollen? Ich möchte beinahe glauben, es ist das beste, wir bleiben hier. Es heißt zwar, ein Gemmer müsse kalt sein. Nun, das hätten wir nebenan. Ich persönlich finde jedoch das Temperierte besser. Aber ich bitte, bestimmen zu wollen, Herr Superintendent.“

„Temperiert. Mir aus der Seele gesprochen. Also wir bleiben, wo wir sind... Aber sagen Sie mir, Lorenzen, wer war das entzündende Geschöpf? Wie ein Bild von Strauss. Halb Prinzeh, halb Koffschögen. Wie alt ist sie denn?“

„Siebzehn. Eine Nichte meiner guten Frau Kullide.“
 „Siebzehn. Ah, Lorenzen, wie Sie zu beneiden sind. Immer solche Menschenblüte zu sein. Und siebzehn, sagen Sie. Ja, das ist das Eigentliche. Siebzehn hat noch ein bißchen den Eierchalen- und Einsegnungscharakter, und achtzehn ist schon wieder alltäglich. Siebzehn kann jeder sein. Aber siebzehn. Ein wunderbarer Mittelzustand. Und wie heißt sie?“

„Eufriede.“
 „Auch das noch.“

Lorenzen wiegte den Kopf und lächelte.
 „Ja, Sie lächeln, Lorenzen, und wissen nicht, wie gut Sie's haben in dieser Ihrer Waldpfarre. Was ich hier sehe, heimelt mich an, das ganze Dorf, alles. Wenn ich mir da beispielsweise den Tisch wieder vergegenwärtige, dran wir, drüben im Krug, vor einer halben Stunde gefessen haben, an der linken Seite dieser Krippenstapel (er sei, wie er sei) und an der rechten Seite dieser Wolf Krake. Das sind ja doch lauter Größen. Denn das Größte hat eben auch seine Größen und nicht die schlechtesten. Und dazu dieser Kayler mit seiner Ermyntud. All das haben Sie nicht um sich her und dazu dies Kind, diese Eufriede, die hoffentlich nicht Kullide heißt, — sonst bräht freilich mein ganzes Begeisterungsgebäude wieder zusammen. Und nun nehmen Sie mich, Ihren Superintendenten, das große Kirchenlicht dieser Gegend! Alles nackte Prosa, widerhaarige Kollegen und Amtsbrüder, die mir nicht verzeihen können, daß ich im Haag war und mit einer Großfürstin über Land fahren konnte. Glauben Sie mir, Großfürstinnen, selbst wenn sie Mängel haben (und sie haben Mängel), sind mir immer noch lieber als das Landgewächs von Quaden-Gemmersdorf, und mühten H mir zu Mut, als gäbe es keine Weltordnung mehr.“

„Aber Herr Superintendent...“
 „Ja, Lorenzen, Sie sehen ein übertrafftes Gesicht auf und wundern sich, daß einer, für den die hohe Akerisei so viel gethan und ihn zum Superintendenten in der geeigneten Mittelmark und der noch geeigneteren Grafschaft Kuypin gemacht hat, — Sie wundern sich, daß solch zehnmal Glücklicher solchen Hochverrat redet. Aber bin ich ein Glücklicher? Ich bin ein Unglücklicher...“

„Aber Herr Superintendent...“
 „... Und möchte, daß ich eine Hundertundfünfzig-Seelen-Gemeinde hätte, sagen wir auf dem 'toten Mann' oder in der Tüchler Felde. Sehen Sie, dann wär' es vorbei, dann wüß' ich bestimmt: du bist in den Stat gelegt! Und das kann unter Umständen ein Trost sein. Die Leute, die Schiffbruch gelitten und nun in einer Isolierzelle sitzen und Lüten heben oder Wölle zupfen, das sind nicht die Unglücklichen. Unglücklich sind immer bloß die Halben. Und als einen solchen habe ich die Ehre mich Ihnen vorzustellen. Ich bin ein Halber, vielleicht sogar in dem, worauf es ankommt; aber lassen wir das, ich will hier nur vom allgemein Menschlichen sprechen. Und daß ich auch in diesem Menschlichen ein Halber bin, das quält mich. Ueber das andre läst' ich vielleicht weg.“

Lorenzens Augen wurden immer größer.
 „Sehen Sie, da war ich also — verzeihen Sie, daß ich immer wieder darauf zurückkomme — da war ich also mit siebenundzwanzig im Haag und kam in die vornehme Welt, die da zu Hause ist. Und da war ich denn heut in Amsterdam und morgen in Scheveningen und den dritten Tag in Gent oder in Brügge. Brügge, Relauensdrecht, Hans Memling — so was müßten Sie sein. Was sollen uns die ewigen Markgrafen oder gar die faule Grette? Mancher, ich weiß wohl, ist zum Eremiten

geboren. Ich aber nicht. Ich bin von der andern Seite; meine Seele hängt an Leben und Schönheit. Und nun spricht da draußen all dergleichen zu einem, und man traut sich damit und hat einen Ehrgeiz, nicht einen Kindischen, sondern einen echten, der höher hinauf will, weil man da wirken und schaffen kann, für sich gewiß, aber auch für andre. Danach dürftet einen. Und nun kommt der Becher, der diesen Durst stillen soll. Und dieser Becher heißt Quaden-Gemmersdorf. Das Dorf, das mich umgibt, ist ein großes Bauerndorf, aufgesteifte Leute, geschwollen und hartherzig, und natürlich so trocken und trivial, wie die Leute hier alle sind. Und noch stolz darauf. Ah, Lorenzen, immer wieder, wie beneide ich Sie!“

Während Kofeleger noch so sprach, erschien Frau Kullide. Sie hob die Zeitungen zurück, um zwei Couverts legen zu können, und nun brachte sie den Rotwein und ein Cabaret mit Brätchen. In dünngefälligen große Gläser schenkte Lorenzen ein, und die beiden Amtsbrüder stießen an „auf bessere Zeiten“. Aber sie dachten sich sehr Verchiedenes dabei, weil sich der eine nur mit sich, der andre nur mit andern beschäftigte.

„Wir könnten, glaub' ich,“ sagte Lorenzen, „neben den 'besseren Zeiten' noch dies und das leben lassen. Zunächst Ihr Wohl, Herr Superintendent. Und zum zweiten auf das Wohl unsers guten alten Stechlin, der uns doch heute zusammengeführt. Ob wir ihn durchbringen? Kayler that so sicher und Kluckhahn und Krippenstapel nun schon ganz gewiß. Aber ich habe trotzdem Zweifel. Die Konservativen — ich kann kaum sagen, unsere Parteigenossen, oder doch nur in sehr bedingtem Sinne — die Konservativen sind in sich gespalten. Es giebt ihrer viele, denen unser alter Stechlin um ein gut Teil zu sanft ist. 'Portiter in re, suaviter in modo,' hat neulich einer, der sich auf Bildung anspricht, von dem Alten gesagt, und von 'suaviter,' wenn auch nur 'in modo,' wollen alle diese Herren nichts wissen. Unter diesem Ultra ist natürlich auch Gundermann auf Siebenmühlen, der Ihnen vielleicht bekannt geworden ist...“

„Versteht sich. War neulich bei mir. Ein Mann von drei Lebensarten, von denen die zwei besten aus der Wasserläuferphäre genommen sind.“
 „Nun, dieser Gundermann, wie immer die Dummheit, ist zugleich Intrigant, und während er vorgiebt, für unsere guten alten Stechlin zu werben, trost er den Leuten Gift ins Ohr und erzählt ihnen, daß er feil sei und seinen Schneid habe. Der alte Stechlin hat mehr Schneid als sieben Gundermanns. Gundermann ist ein Bourgeois und ein Paroem, also so ziemlich das Schlechteste, was einer sein kann. Ich bin schon zufrieden, wenn dieser Jämmerling unterliegt. Aber um den Alten bin ich besorgt. Ich kann nur wiederholen: es liegt nicht so günstig für ihn, wie die Gegend hier sich einbildet. Denn auf das arme Volk ist kein Verlaß. Ein Versprechen und ein Normus, und alles schnappt ab.“
 „Ich werde das meine thun,“ sagte Kofeleger mit einer Mischung von Pathos und Wohlwollen. Aber Lorenzen hatte dabei den Eindruck, daß sein Quaden-Gemmersdorfer Superintendent bereits ganz andern Willern nachging. Und so war es auch. Was war für Kofeleger diese traurige Gegenwart? Ihn beschäftigte nur die Zukunft, und wenn er in die hinein sah, so sah er einen langen, langen Korridor mit Oberlicht und am Ausgang ein Klingelgeschloß mit der Aufschrift: „Dr. Kofeleger, Generalsuperintendent.“

So ziemlich um dieselbe Stunde, wo die beiden Amtsbrüder „auf bessere Zeiten“ anstießen, hielt Kaylers Büschwagen — die Sterne blinkten schon — vor seiner Oberförsterei. Das Wägen der Hund, das, solange der Wagen noch weit ab war, unangeseht über die Waldwiese hingeflogen war, verkehrte sich mit einem Male jetzt in winziges Gebeul und wunderliche Freudenrufe. Kayler sprang aus dem Wagen, hing den Hut an einen im Flur stehenden Ständer (von den ewigen „Geweißen“ wollte er als feiner Mann nichts wissen) und trat gleich danach in das an der linken Flurseite gelegene, matt erleuchtete Wohnzimmer seiner Frau. Das gedämpfte Licht ließ sie noch blässer erscheinen, als sie war. Sie hatte sich, als der Wagen hielt, von ihrem Sofaflach erhoben und kam ihrem Manne, wie sie regelmäßig zu thun pflegte, wenn er aus dem Walde zurückkam, zu freundlicher

Begrüßung entgegen. Ein als Weihnachtsgeſchenk für eine jüngere Schwefter beſtimmtes Porträt, in das ſie eben die letzte Bade der Typp-Büchſtenſteinſchen Krone hineiſteckte, hatte ſie, bevor ſie ſich vom Sofa erhob, aus der Hand gelegt. Sie war nicht ſchön, dazu von einem lymphaſiſch-ſentimentalen Ausdrud, aber ihre ſtattliche Haltung und mehr noch die Art, wie ſie ſich kleidete, ließen ſie doch als etwas durchaus Apartes und beinahe Fremdländiſches erſcheinen. Sie trug, nach Art eines Morgenrodes, ein glatt herabhängendes, leiſ gelbgetöntes Wollkleid und als Eigentümlichſtes einen aus demſelben gelblichen Wollſtoff hergeſtellten Koppfuß, von dem es unſicher blieb, ob er einen Turban oder eine Krone darſtellen ſollte. Das Ganze hatte etwas Gewolltes, war aber neben dem Auffälligen doch auch wieder ſleißſam. Es ſprach ſich ein Talent darin aus, etwas aus ſich zu machen.

„Wie glücklich bin ich, daß du wieder da biſt,“ ſagte Ermyntrud. „Ich habe mich recht gebangt, dieſmal nicht um dich, ſondern um mich. Ich muß dies gewißſamerweiſe geſehen. Es waren recht ſchwere Stunden für mich, die ganze Zeit, daß du fort warſt.“

Er küßte ihr die Hand und führte ſie wieder auf ihren Platz zurück. „Du darſt nicht ſehen, Ermyntrud. Und nun biſt du auch wieder bei der Stiderei. Das ſtrengt dich an und hat, wie du weißt, auf alles Einfluß. Der gute Doktor ſagte noch geſtern, alles ſei im Zuſammenhang. Ich ſeh' auch, wie blaß du biſt.“

„O, das macht der Schmerz.“

„Du müßt'ſt ihn wahr haben und mir nichts ſagen, was vielleicht wie Vorwurf klingen könnte. Ich mache mir aber den Vorwurf ſelbſt. Ich müßte hier bleiben und nicht hin zu dieſer Stechliner Wählerverſammlung.“

„Du müßt'ſt ihn, Wladimir.“

„Ich rechne es dir hoch an, Ermyntrud, daß du ſo ſpricht. Aber es wäre ſchließlich auch ohne mich gegangen. Koſeleger war da, der konnte das Präſidium nehmen ſo gut wie ich. Und wenn der nicht wollte, ſo konnte Terſinpeſter Gbelus einſpringen. Oder vielleicht auch Krippenſapel. Krippenſapel iſt doch zuletzt der, der alles macht. Jedenfalls liegt es ſo, wenn es der eine nicht iſt, iſt es der andre.“

„Ich kann das zugeben. Wie könnte ſonſt die Welt beſtehen? Es gibt nichts, was uns ſo Demut predigt wie die Wahrnehmung von der Entbehrlichkeit des einzelnen. Aber darauf kommt es nicht an. Worauf es ankommt, das iſt Erfüllung unſrer Pflicht.“

Katler, als er dies Wort hörte, ſah ſich nach einem etwas um, das ihn in den Sian geſetzt hätte, dem Geſpräch eine andre Wendung zu geben. Aber, wie ſtets in ſolchen Momenten, das, was retten konnte, war nicht zu finden, und ſo ſah er denn wohl, daß er einem Vortrage der Prinzefſin über ihr Lieblingsſchema „von der Pflicht“ verfallen ſei. Dabei war er eigentl. hungrig.

Ermyntrud wies auf ein Taburet, das ſie mittlerweile neben ihren Sofaplatz geſchoben, und ſagte: „Daß ich immer wieder davon ſprechen muß, Wladimir. Wir leben eben nicht in der Welt um unſers, ſondern um anderer willen. Ich will nicht ſagen um der Menſchheit willen, was eitel klingt, wie wohl es eigentlich wohl ſo ſein ſollte. Was uns obliegt, iſt nicht die Luſt des Lebens, auch nicht einmal die Liebe, die wirkliche, ſondern lediglich die Pflicht.“

„Gewiß, Ermyntrud. Wir ſind einig darüber. Es iſt dies außerdem auch etwas ſpeziell Preußiſches. Wir ſind dadurch vor andern Nationen ausgezeichnet, und ſelbſt bei denen, die uns nicht begreifen oder übelwollen, dämmert die Vorſtellung von unſrer daraus entſpringenden Ueberlegenheit. Aber es giebt doch Unterſchiede, Grade. Wenn ich ſtatt zu der Stechliner Wählerverſammlung lieber zu Doktor Spohnholz oder zur alten Sünken in Kloſter Wuz wäre, ſo wäre das doch vielleicht das Beſſere geweſen. Es iſt ein Glück, daß es noch mal ſo vorübergegangen. Aber darauf darf man nicht in jedem Falle rechnen.“

„Nein, darauf darf man nicht in jedem Falle rechnen. Aber man darf darauf rechnen, daß, wenn man das Pflichtgemäße thut man zugleich auch das

Rechte thut. Es hängt ſo viel an der Wahl unſers alten trefflichen Stechlin. Er ſteht außerdem ſittlich höher als Koriſchdel, dem man, trotz ſeiner ſiebzig, allerhand nachſagen dürfte. Stechlin iſt ganz intakt. Etwas ſehr Seltenes. Und einen ſittlichen Prinzip zum Siege zu verſetzen, dafür leben wir doch recht eigentlich. Dafür lebe wenigſtens ich.“

„Gewiß, Ermyntrud, gewiß.“

„In jedem Augenblicke ſeiner Obliegenheiten eingedenk ſein, ohne bei Neigung oder Stimmung anzutragen, das hab' ich mir in feierlicher Stunde gelobt, du weißt, und du wirſt mir das Zeugnis ausſtellen, daß ich dieſem Gelöbniß nachgekommen.“

„Gewiß, Ermyntrud, gewiß. Es war unſer Fundament.“

„Und wenn es ſich um eine ſittliche Pflicht handelte, wie doch heute ganz offenbar, wie hätt' ich da ſagen wollen: bleibe. Ich wärd mir kein vorgekommen, klein und untreu.“

„Nicht untreu, Ermyntrud.“

„Doch, doch. Es giebt viele Formen der Untreue. Das Perſönliche hat ſich der Familie zu bequemen und unterzuordnen und die Familie wieder der Geſellſchaft. In dieſem Sinne bin ich erzogen, und in dieſem Sinne hat ich den Schritt. Verlangt nicht, daß ich in irgend etwas dieſen Schritt zurückſchne.“

„Ne.“

Das kleine Dienſtmädchen, eine Heideläufertochter, deren horres Haar, von ſeiner Bürſte gezähmt, immer weit abſand, erſchien in dieſem Augenblicke, meldend, daß ſie das Theezeug gebracht habe.

Katler nahm ſeiner Frau Arm, um ſie bis in das zweite, nach dem Hof hinaus gelegene Zimmer zu führen. Als er aber wahrnahm, wie ſchwer ihr das Gehen wurde, ſagte er: „Ich freue mich, dich ſo ſprechen zu hören. Immer du ſelbſt. Ich bin aber doch in Unruhe und will morgen früh zur Frau ſchicken.“

Sie nickte zuſtimmend, während ein halb zärtlicher Blick den guten Katler ſtreifte, der, ſolange das ihm nur zu wohlbekannte Geſpräch über Pflicht gedauert hatte, von Minute zu Minute verlegener geworden war.

XIX.

Und nun war Wahlſtagmorgen. Kurz vor acht erſchienen Lorenzen auf dem Schloß, um in Dubſlavs ſchon auf der Rampe haltenden Kaleschewagen einzusteigen und mit nach Albeinsberg zu fahren. Der Alte, bereits gekleidet und geſporn, empfing ihn mit gewohnter Herzlichkeit und guter Laune. „Das iſt recht, Lorenzen. Und nun wollen wir auch gleich aufſteigen. Aber warum haben Sie mich nicht an Ihrem Farrgarnier erwartet? Muß ja doch dran vorüber — und dabei ſchob er ihm voll Sorglichkeit eine Decke zu, während die Pferde ſchon anrückten. „Uebrigens freut es mich trotzdem (man widerſpricht ſich immer), daß Sie nicht ſo praktiſch geweſen und doch lieber gekommen ſind. Es iſt 'ne Politeſſe. Die Menſchen ſind jetzt ſo ſchrecklich unpolliert und geradezu unmanierlich... Aber laſſen wir's; ich kann es nicht ändern, und es grämt mich auch nicht.“

„Weil Sie gütig ſind und jene Feiſterkeit haben, die, menſchlich angeſehen, ſo ziemlich unſer Beſtes iſt.“

Dubſlav lachte. „Ja, ſo viel iſt richtig; Koppſhängererei war nie meine Sache, und wäre das verdammte Geld nicht... Hören Sie, Lorenzen, das mit dem Mammou und dem goldnen Kalb, das ſind doch eigentlich alles ſehr ſeine Sachen.“

„Gewiß, Herr von Stechlin.“

... und wäre das verdammte Geld nicht, ſo hätt' ich den Kopf noch weniger hängen laſſen, als ich gethan. Aber das Geld. Da war, noch unter Friedrich Wilhelm III., der alte General von der Marwitz auf Friedersdorf, von dem Sie gewiß mal gehört haben, der hat in ſeinen Memoiren irgendwo geſagt: er hätte ſich aus dem Dient gern ſchon früh auf ſein Gut zurückgezogen und ſei bloß geblieben um des Schleichens willen, was es überhaupt gäbe, um des Geldes willen — und das hat damals, als ich es las, einen großen Eindruck auf mich gemacht. Denn es gehört was dazu, das ſo ruhig auszusprechen. Die Menſchen ſind in allen Stücken ſo verlogen und mehrlich, auch in Geldſachen, ſagt noch mehr als in Tugend. Und das

will was ſagen. Ja, Lorenzen, ſo iſt es... Na, laſſen wir's, Sie wiſſen ja auch Beſcheid. Und dann ſind das ſchließlich auch keine Verachtungen für heute, wo ich gewöhnt werden und den Triumphtator ſpielen ſoll. Uebrigens geh' ich einem totalen Kladderadatsch entgegen. Ich werde nicht gewählt.“

Lorenzen wurde verlegen, denn was Dubſlav da zuletzt ſagte, das ſtimmte nur zu ſehr mit ſeiner eignen Meinung. Aber er mußte wohl oder übel, ſo ſchwer es ihm wurde, das Gegenteil verſichern. „Ihre Wahl, Herr von Stechlin, ſieht, glaub' ich, ſehr; in unſrer Gegend wenigſtens. Die Glogſower und Dagower gehen mit gutem Beiſpiel voran. Lauter gute Leute.“

„Vielleicht. Aber ſchlechte Muſikanten. Alle Menſchen ſind Wetterfahnen, ein bißchen mehr, ein bißchen weniger. Und wir ſelber machen's auch ſo. Schwapp, ſind wir auf der andern Seite.“

„Ja, ſchwach iſt jeder, und ich mag mich auch nicht für alle und jeden verbürgen. Aber in dieſem ſpeziellen Falle... Selbſt Koſeleger ſchien mir voll Zuverſicht und Vertrauen, als er am Donnerſtag noch mit mir plauderte.“

„Koſeleger voll Vertrauen! Na, dann geht es gewiß in die Brüche. Wo Koſeleger Amen ſagt, das iſt ſchon ſo gut wie letzte Delung. Er hat keine glückliche Hand, dieſer Ihr Amtsbruder und Vorgeſetzte.“

„Ich teile leider einigermaßen Ihre Bedenken gegen ihn. Aber was vielleicht mit ihm verſöhnen kann, er hat angenehme Formen und durchaus etwas Verbindliches.“

„Das hat er. Und doch, ſo ſehr ich ſonſt für Formen und Verbindlichkeiten bin, nicht für ſeine. Man ſoll einem Menſchen nicht ſeinen Namen vorhalten. Aber Koſeleger! Ich weiß immer nicht, ob er mehr Kote oder mehr Yeager iſt; vielleicht beides gleich. Er iſt wie 'ne Vallertorte, ſüß, aber ungesund. Nein, Lorenzen, da bin ich doch mehr für Sie. Sie taugen auch nicht viel, aber Sie ſind doch wenigſtens ehelich.“

„Vielleicht,“ ſagte Lorenzen. „Uebrigens hat Koſeleger inmitten ſeiner Verbindlichkeiten und ſchönen Worte doch auch wieder was Freies, beinahe Gewagtes und iſt mir da neutral mit Bekennniſſen gekommen, ſagt wie ein Charakter.“

Dubſlav lachte hell auf. „Charakter. Aber Lorenzen. Wie können Sie ſich ſo hinterſ Licht führen laſſen. Ich verwette mich, er hat Ihnen irgend was über Ihre Gaden geſagt; das iſt jetzt ſo Lieblingswort, das die Faktoren immer gegenſeitig brauchen. Es ſoll beſcheiden und unperſönlich klingen und ſonſtjagen alles auf Inſpiration zurückführen, für die man ja, wie für alles, was von oben kommt, am Ende nicht kann. Es iſt aber gerade dadurch das Godmütigſte... War es ſo was? Hat er meinen Auger Lorenzen, eh' er ſich als Charakter ausſpielte, durch ſolche Schmeicheleien eingefangen?“

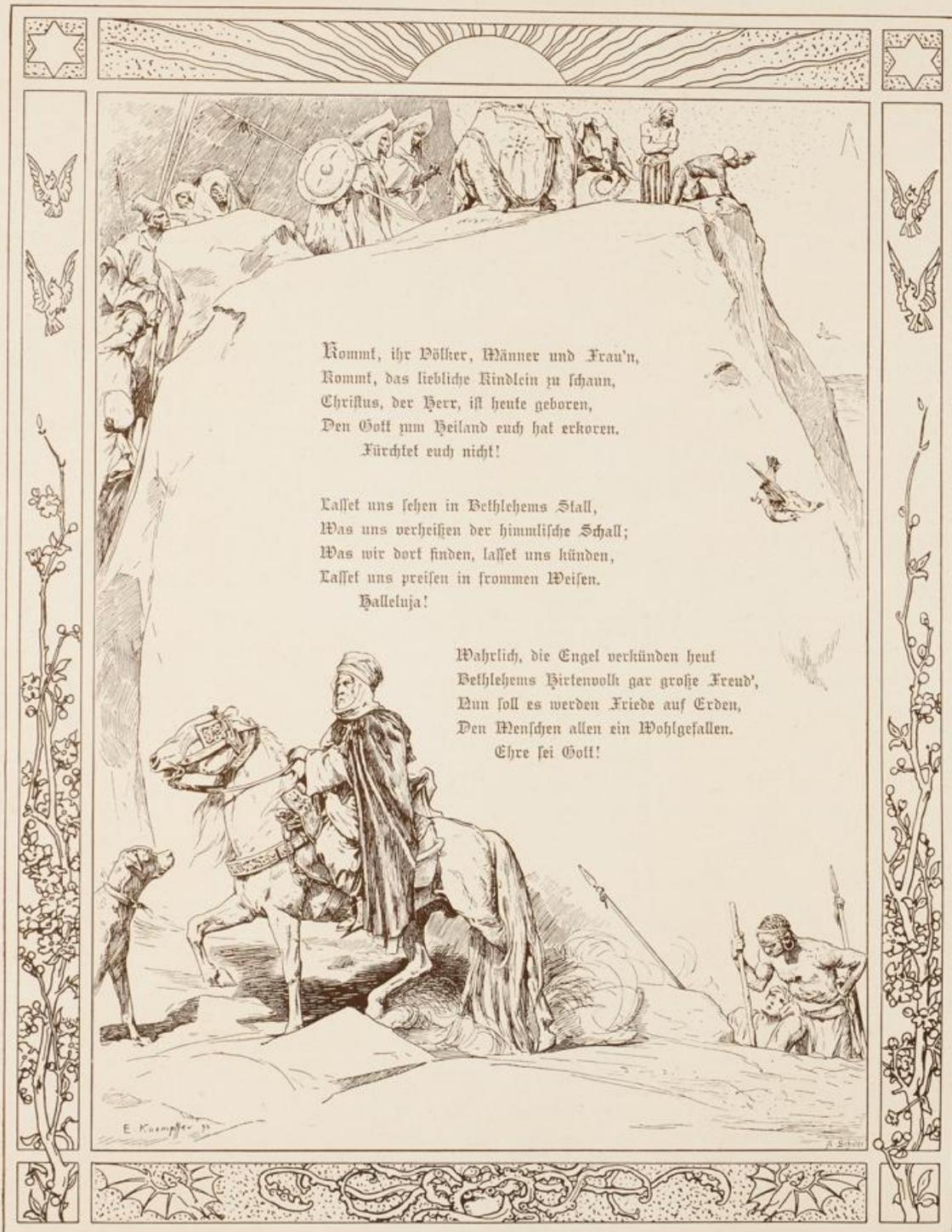
„Es war nicht ſo, Herr von Stechlin. Sie thun ihm hier ausnahmsweiſe unrecht. Er ſprach überhaupt nicht über mich, ſondern über ſich und machte mir dabei Konfeſſions. Er geſtand mir beſpielsweiſe, daß er ſich unglücklich fühlte.“

„Warum?“

„Weil er in Quaden-ſemmersdorf deplaciert ſei.“

„Deplaciert. Das iſt auch ſolch Wort; das ſehn' ich. Wenn man durchaus will, iſt jeder deplaciert, ich, Sie, Krippenſapel, Engelle. Ich müßte Präſes von einem Stämmlich oder vielleicht auch ein Vadebirektor ſein, Sie Miſſionar am Kongo, Krippenſapel ſinſos an einem wärtſchen Museum, und Engelle, nun der müßte gleich ſelbſt hinein, Nununter hundertdreizehn. Deplaciert! Alles bloß Stielkeit und Größenwahn. Und dieſer Koſeleger mit dem Konſtorialratſtium! Er war Galopin bei 'ner Großfürſtin; das kann er nicht vergeſſen, damit will er's nun zwingen, und in ſeinem Aeger und Linnur ſpielt er ſich auf den Charakter aus und verſteigt ſich, wie Sie ſagen, bis zu Konfeſſions und Gewagtheiten. Und wenn er nun reiffierte (Gott verhö' es), ſo haben Sie den Scheiterhaufenmann come in ſant. Und der erſte, der 'rauf muß, das ſind Sie. Denn er wird ſofort das Bedürfnis ſpüren, ſeine Gewagtheiten von heute durch irgend ein Brandopfer wieder weit zu machen.“

Unter dieſem Geſpräche waren ſie ſchließlich aus





Lasset die Kindlein
zu mir kommen.

dem Walde heraus und näherten sich einem beinaß' mellenlangen und bis an den Horizont sich ausdehnenden Saal Bruchland, über das mehrere mit Kropfweiden und Silberpappeln besetzte Wege strahlenförmig auf Meinsberg zuliefen. Alle diese Wege waren belebt, meist mit Fuhrgängern, aber auch mit Fuhrwerken. Eins davon, aus gelbem Holz, das hell in der Sonne blinkte, war leicht zu erkennen.

„Da fährt ja Kaiser,“ sagte Dubslav. „Ueberreicht mich beinaß'. Es ist nämlich, was Sie vielleicht noch nicht wissen werden, wieder was ein- vassiert; er schickte mir heute früh einen Boten mit der Nachricht davon, und daraus schloß ich, er würde nicht zur Wahl kommen. Aber Gruntnud mit ihrer grandiosen Blüthwortstellung wird ihn wohl wieder fortgeschickt haben.“

„Ist es wieder ein Mädchen?“ fragte Lorenzen. „Natürlich, so zwar das siebente. Bei sieben (freilich müssen es Jungens sein) darf man, glaub' ich, den Kaiser zu Gesatter laden. Uebrigens sind auch mehrere tot, und alles in allem ist es wohl möglich, daß sich Gruntnud über das beständige „bloß Mädchen“ so ihre Gedanken macht.“

Lorenzen nickte. „Kann mir's denken, daß die Prinzessin etwas wie Sühne darin sieht, Sühne wegen des von ihr gethanen Schrittes. Alles an ihr ist ein wenig überpannt. Und doch ist es eine lebenswürdige Dame.“

„Wovon niemand überzeugt ist als ich,“ sagte Dubslav. „Freilich bin ich bestochen, denn sie sagt mir immer das Schmeichelfaste. Sie glaubt so gern mit mir, was auch am Ende wohl zutrifft. Und dabei wird sie dann ganz ausgelassen, trotzdem sie eigentlich hochgradig sentimental ist. Was nicht übersehen darf, denn aus Sentimentalität ist doch schließlich die ganze Kaiserlei hervorgegangen. Ein schließlich die ganze Kaiserlei hervorgegangen. Ein übrigens ernstlich in Sorge, wo Hösheit den richtigen Taufnamen für das Jüngstgeborene hernehmen wird. In diesem Punkte, vielleicht den einzigen, ist sie nämlich noch ganz und gar Prinzessin geblieben. Und Sie, lieber Lorenzen, werden dabei sicherlich mit zu Rate gezogen werden.“

„Was ich mir nicht schwierig denken kann.“

„Sagen Sie das nicht. Es giebt in diesem Falle viel weniger Branchbares, als Sie sich vorstellen scheinen. Prinzessinnen-Namen an und für sich, ohne weitere Zuthat, giebt es genug. Aber damit ist Gruntnud nicht zufrieden; sie verlangt ihrer Natur nach zu dem Dynastisch-Genalogischen auch noch etwas poetisch Märchenhaftes. Und das kompliziert die Sache ganz erheblich. Sie können das sehen, wenn Sie die slawische Aendernde durchmühen oder sich die Namen der bisher Getauften ins Gedächtnis zurückrufen. Die slawische Kronprinzessin heißt natürlich auch Gruntnud. Und dann kommen ebenso selbstverständlich Dagmar und Thyra. Und danach begehen wir einer Inez und einer Maub und zuletzt einer Arabella. Aber bei Arabella können Sie schon deutlich eine gewisse Verlegenheit wahrnehmen. Ich würde ihr, wenn sie sich wegen des Jüngstgeborenen an mich wendete, was Altäbliches vorzuschlagen; das ist schließlich immer das Beste. Was meinen Sie zu Arabella?“

Lorenzen kam nicht mehr dazu, Dubslav diese Frage zu beantworten, denn eben jetzt waren sie durch das Saal Bruchland hindurch und raselten bereits über einen ein weiteres Gespräch unmöglich machenden Steinwall weg, scharf auf Meinsberg zu.

Dubslav war in ausgezeichnetem Laune. Das prächtige Herbstwetter, dazu das bunte Leben, alles hatte seine Stimmung gehoben, am meisten aber, daß er unterwegs und beim Passieren der Hauptstraße bereits Gelegenheit gehabt hatte, verschiedene gute Freunde zu begrüßen. Von der Straße her schlug es zehn, als er vor dem als Wahllokal etablierten Gasthause „Zum Prinzregenten“ hielt, in dessen Front denn auch bereits etliche mehr oder weniger verworren aussehende Wahlmänner standen, alle bemüht, ihre Zettel an mutmaßliche Parteigenossen anzuhängen.

Drinnen im Saal war der Wahlsaal schon im Gange. Hinter der Urne präsierte der alte Herr von Zühlen, ein guter Siebziger, der die grotesksten Feudalanfichten mit ebenso grotesker Bonhomie zu verbinden wußte, was ihm, auch bei seinen politischen Gegnern, eine große Beliebtheit

sicherte. Neben ihm, links und rechts, saßen Herr von Storbek und Herr von den Beerenboom, letzterer ein Holländer aus der Gegend von Delft, der vor wenig Jahren erst ein großes Gut im Ruppiner Kreise gekauft und sich seitdem zum Preußen und, was noch mehr sagen wollte, zum „Grafschaffler“ herangebildet hatte. Man sah ihn aus allen möglichen Gründen — auch schon um seines „van“ willen — nicht ganz für voll an, ließ aber nichts davon merken, weil er bei den meisten Grafschafflern stark ins Gewicht fallenden Haupteigenschaft eines vor so und so viel Jahren in Batavia geborenen holländisch-javanischen Kaffeehändlers nicht entbehrte. Seines Malhabars von Storbek Lebensgeschichte war durchschmittsmäßiger. Unter denen, die sonst noch am Komitee saßen, befand sich auch Kaiser, den Gruntnud (wie Dubslav ganz richtig vermutet) mit der Bemerkung, „daß im modernen bürgerlichen Staate Wahlen so gut wie Kämpfen sei“, von ihrem Wochentage fortgeschickt hatte. „Das Kind wird inzwischen mein Engel sein, und das Gefühl erfüllter Pflicht soll mich bei Kraft erhalten.“ Auch Gundermann, der immer mit dabei sein mußte, sah am Komitee. Sein Benehmen hatte was Aufgeregtes, weil er — wie Lorenzen bereits angedeutet — wirklich im geheimen gegen Dubslav intrigiert hatte. Daß er selber unterliegen würde, war klar und beständige ihm kaum noch, aber ihn erfüllte die Sorge, daß sein doppeltes Spiel vielleicht an den Tag kommen könnte.

Dubslav wollte die Sache gern hinter sich haben. Er trat deshalb, nachdem er sich draußen mit einigen Bekannten begrüßt und an jeden einzelnen ein paar Worte gerichtet hatte, vom Borplatz her in das Wahllokal ein, um da so rasch wie möglich seinen Zettel in die Urne zu thun. Es traf ihn bei dieser Prozedur der Blick des alten Zühlen, der ihm in einer Mischung von Feindschaft und Mitleid sagen zu wollen schien: „Ja, Stedlin, das hilft nu mal nicht; man muß die Komödie mitmachen.“ Dubslav kam übrigens kaum dazu, von diesem Blicke Notiz zu nehmen, da Kaiser gerade sichtbar wurde, dem er sofort entgegengrat, um ihm durch einen Händedruck zu dem fehlenden Töchterchen zu gratulieren. An Gundermann ging er ohne Notiznahme vorüber. Dies war aber nur Zufall; er wußte nichts von den Zweideutigkeiten des Siebenmühlens, und nur dieser selbst, weil er ein solches Gemüths hatte, wurde verlegen und empfand des Alten Haltung wie eine Abgabe.

Als Dubslav wieder draußen war, war natürlich die große Frage: „Ja, was jetzt thun?“ Es ging erst auf sich, und vor sechs war die Geschichte nicht vorbei, wenn sich's nicht noch länger hinstog. Er sprach dies auch einer Anzahl von Herren aus, die sich auf einer vor dem Gasthause stehenden Bank niedergelassen und hier dem Biquetkasten des „Prinzregenten“, der sonst immer erst nach dem Diner auftauchte, vorgreifend zugeprochen hatten.

Es waren ihrer fünf, leuter Kreis- und Parteigenossen, aber nicht eigentlich Freunde, denn der alte Dubslav war nicht sehr für Freundschaften. Er sah zu sehr, was jedem einzelnen fehlte. Die da saßen und aus purer Langeweile sich über die Vorgänge von Altsch und Charentreus stritten, waren die Herren von Molchow, von Krangen und von Gnewlow, dazu Baron Beck und ein Freiherr von der Ronne, den die Natur mit besonderer Rücksicht auf seinen Namen geformt zu haben schien. Er trug eine hohe schwarze Strawatte, drauf ein kleiner vermiselter Kopf sah, und wenn er sprach, war es, wie wenn Kläse pfeifen. Er war die komische Figur des Kreises und wurde gehänselt, nahm es aber nicht übel, weil seine Mutter eine schlesische Gräfin auf „Insti“ war, was ihm in seinen Augen ein solches Uebergewicht sicherte, daß er, wie Feiertich der Große, jeden Augenblick bereit war, „die sich etwa einstellenden Pasquille niedriger hängen zu lassen“.

„Ich denke, meine Herren,“ sagte Dubslav, „wir gehen in den Park. Da hat man doch immer was. An der einen Stelle ruht das Herz des Prinzen, und an der andern Stelle ruht er selbst und hat sogar eine Pyramide zu Häupten, wie wenn er Sefotris gewesen wäre. Ich würde gern einen andern nennen, aber ich kenne bloß den.“

„Natürlich gehen wir in den Park,“ sagte von Gnewlow. „Und es ist schließlich immer noch ein Glück, daß man so was hat.“

„Und auch ein Glück,“ ergänzte von Molchow, „daß man solchen Wahlsaal wie heute hat, der einen ordentlich zwingt, sich um Historisches und Bildungsmäßiges zu kümmern. Bismarck ist es auch mal so gegangen, noch dazu mit 'ner reichen Amerikanerin, und hat auch gleich (das heißt eigentlich lange nachher) das rechte Wort dafür gefunden.“

„Hat immer das rechte Wort gefunden.“

„Immer, immer.“

... Und als nun die reiche Amerikanerin so runde vierzig Jahr später ihn wieder sah und sich bei ihm bedanken wollte wegen des Bildermuseums, in das er sie halb aus Verlegenheit und halb aus Ritterlichkeit begleitet und ihr mutmaßlich alle Bilder falsch erklärt hatte, da hat er all diesen Dank abgewiesen und ihr — ich seh' ihn ordentlich dabei — gesagt, sie habe nicht ihm, sondern er habe ihr zu danken, denn wenn jener Tag nicht gewesen wäre, so hätte er das ganze Bildermuseum höchst wahrscheinlich noch nicht gesehen. Ja, Glück hat er immer gehabt. Im großen und im kleinen. Es fehlt bloß noch, daß er hinterher auch noch Generaldirektor der königlichen Museen geworden wäre, was er schließlich auch noch gekonnt hätte. Denn eigentlich konnt' er alles und ist auch beinaß' alles gewesen.“

„Ja,“ nahm Gnewlow, der aus Langeweile viel gereist war, seinen Argwohn, daß solcher Part eigentlich ein Glück sei, wieder auf. „Ich finde, was Molchow da gesagt hat, ganz richtig; es kommt drauf an, daß man 'reingezwungen wird, sonst weiß man überhaupt gar nichts. Wenn ich so bloß an Italien zurückdenke. Sehen Sie, da läuft man nu 'rum, was einen doch strapaziert, und dabei dieser ewige pralle Sonnenschein. Ein paar Stunden geht es natürlich; aber wenn man nu schon zweimal Kaffe getrunken und Granito gegessen hat, und es ist noch nicht mal Mittag, ja, ich bitte Sie, was hat man da? Was fängt man da an? Gradezu schrecklich. Und da kann ich Ihnen bloß sagen, da bin ich ein kirchlicher Mensch geworden. Und wenn man dann so von der Seite her still eintritt und hat mit einem Male die Stühle um sich 'rum, ja, da will man gar nicht wieder 'raus und sieht sich so seine fünfzig Bilder an, man weiß nicht, wie. Is doch immer noch besser als draußen. Und die Zeit vergeht, und die Stunde, wo man was Reguläres kriegt, läppert sich so heran.“

„Ich glaube doch,“ sagte der für kirchliche Stunft schmärende Baron Beck, „unter Freund Gnewlow unterhät die Wirkung, die, vielleicht gegen seinen Willen, die Quattrocentisten auf ihn gemacht haben. Er hat ihre Macht an sich selbst empfunden, aber er will es nicht wahr haben, daß die Frische von ihnen ausgegangen sei. Jeder, der was davon versteht...“

„Ja, Baron, das is es eben. Wer was davon versteht! Aber wer versteht was davon? Ich jedenfalls nicht.“

Unter diesen Worten war man, vom „Prinzregenten“ aus, die Hauptstraße hinuntergeschritten und über eine kleine Brücke fort erst in den Schloßhof und dann in den Park eingetreten. Der See plätscherte leis. Röhne lagen da, mehrere an einem Steg, der von dem Riesener her in den See hineinlief. Ein paar der Herren, unter ihnen auch Dubslav, schritten die ziemlich wacklige Treterlage hinunter und blickten, als sie bis ans Ende gekommen waren, wieder auf die beiden Schloßflügel und ihre kurzabgestumpften Türme zurück. Der Turm rechts war der, wo Kronprinz Fritz sein Arbeitszimmer gehabt hatte.

„Dort hat er gewohnt,“ sagte von der Ronne. „Wie begrenzt ist doch unser Können. Mir mecht der Anblick solcher Feuderalienischen Stätten immer ein Schmerzgefühl über das Inzulänglichliche des Menschlichen überhaupt, freilich auch wieder ein Hochgefühl, daß wir dieser Inzulänglichlichkeit und Schwäche Herr werden können. Tod, wo ist dein Sadel, Hölle, wo ist dein Siegel? Dieser König. Er war ein großer Geist, gewiß; aber doch auch ein verirrter Geist. Und je patriotischer wir fühlen, je schmerzlicher berührt uns die Frage nach dem Heil seiner Seele. Die Seelenmessen — das empfind' ich in solchem Augenblicke — sind doch eine wirklich trostpendende Seite des Katholizismus, und daß es (selbstverständlich) unter Gemähr eines höchsten Willens in die Macht Ueberlebender gelangt ist, eine Seele frei zu beten, das ist und bleibt eine große Sache.“

„Nonne,“ sagte Rolschow, „machen Sie sich nicht komisch. Was haben Sie für 'ne Vorstellung vom lieben Gott? Wenn Sie kommen und den alten Frägen frei beten wollen, werden Sie rausgeschmissen.“

Baron Veeg — auch ein Anzwelfer des Philosophen von Sanssouci — wollte seinem Freunde Nonne zu Hilfe kommen und erwoog einen Augenblick ernstlich, ob er nicht seinen in der ganzen Grasschaft längst bekannten Vortrag über die „schiefe Ebene“ oder „c'est le premier pas qui coute“ noch einmal zum besten geben solle. Klugerweise jedoch ließ er es wieder fallen und war einverstanden, als Dubslav sagte: „Meine Herren, ich meinerseits schlage vor, daß wir unsern Auszug von dem Wadelstege, drauf wir hier stehen (jeden Augenblick kann einer von uns ins Wasser fallen), endlich aufgeben und uns lieber in einem der hier herum liegenden Röhre über den See setzen lassen. Unterwegs, wenn noch welche da sind, können wir Teichpfoten pflücken und drücken am andern Ufer den großen Prinz Heinrich-Oberleuten mit seinen französischen Anführern durchstudieren. Solche Mesaventure führt einen immer historisch und patriotisch, und unser Stappenfranzösisch kommt auch wieder zu Kräften.“

Alle waren einverstanden, selbst Nonne. (Fortsetzung folgt.)

In den Marmorbergen.

Von Holde Surs.

I. Carrara.

Wenn man auf der mittelländischen Bahnlinie von Pisa nachwärts fährt, so sieht man hinter den Pisaner Bergen eine weisse Menschenfette anstehen, die sich durch ihre kühnen Formen aus scharfem von den sanftgeschwungenen Linien des Apennin unterscheiden, und die der Landschaft für nichts anderes halten könnte als für ein Schneergebüge. Es sind die Kalkfelsen der Apuanischen Alpen, aus denen der weltberühmte carrarische Marmor gebrochen wird.

Carrara, der Mittelpunkt des ungeheuren Betriebes, ist durch eine Zweigbahn der mittelländischen Eisenbahnlinie angeknüpft. Bei Anzola verläßt der Schienenweg die Küste und läuft zwischen zwei Bergketten hin, davon die eine, dem Meere zugewendet, mit herrlichen Cissampulungen bedeckt ist; die andre, landeinwärts gelegene, von der die westlichen Hüfen hoch ins Meer emporstehen, trägt nur bis zu halber Höhe eine spärliche Vegetation. Die hochgelegenen Marmorflanken leuchten weißlich wie Alpenfirne, und die Geröllhalden, auf denen der Marmorquitt von den Bräunen herabgeschürzt wird, sehen Obeliskern ähnlich. Längs der Bahnlinie dehnen sich zu beiden Seiten die offenen Lagerplätze aus, auf denen roh behauener Marmor von allen Größen und Sorten der Weiterbeförderung wartet.

Carrara, das geliebte Marmorhütchen, schmiegt sich tieflich in die Dolomiten, die der rauhe, grünlich fließende Carrione durchströmt. Es hat wie alle staatenreichen Städte seine großen Plätze mit öffentlichen Bauten; der neue Stadtteil steigt breit und prächtlich mit pompösen Marmorterassen den Hügel hinauf, während der ältere, stillere sich um die Ufer des Carrione düngt. Marmor ist überall in verblühender Fülle an Häusern und Monumenten angebracht, das Maß der Pracht ist weit von Carrara, und über der ganzen Landschaft lagert eine blendende Helligkeit.

Aus den Bildhauerwerkstätten, die sich eine an der andern viele Straßen weit hinziehen, tönt ununterbrochenes Geräusch und Gepolch. Unendlich ist die Menge des Produzierten; von Carrara gehen marmorne Statuetten und Nippgaben über die halbe Erde. Wie die Holzschmiederei in Schweizer Höhenorten, so ist hier in Hotels und Restaurants das Marmorspielzeug zum Verkauf ausgelegt. Dasselbe febrilmäßige Gepränge tragen auch die großen Standbilder und Grelmalere, die hier gefertigt werden, und was die Stadt selbst von modernen Monumenten aufstellt hat, ist mit wenig Ausnahmen von fast grotesker Geschmacklosigkeit.

Ueber terrassenförmige, marmorreiche Anlagen führt der Weg nach Monterosso, der Station der Bergbahn Marmifera. Seit der Zeit, wo Michelangelo in diesen Bergen baute und unter unglücklichen Wöten die Mieselblöcke, die er für seine Arbeiten brauchte, an die Küste schleppen ließ, haben sich die Verhältnisse gewaltig geändert. Jetzt sind die Abgründe überbrückt und die Gebirgsmassen durchbrochen, ein schmal-spuriger Schienenweg umfließt den Berg in Schlängellinien, die von Steinbrüch zu Steinbrüch führen, und darauf dampft die Marmifera in die Höhe, um das gewaltige Material herunterzuschaffen.

Gewöhnlich führt die Lokomotive nur Lastwagen; für fremde jedoch, welche die Bergbahn zu betahren wünschen, läßt die zuvorkommende Direktion unentgeltlich einen Per-

sonenwagen anhängen, nur muß man tags zuvor angemeldet sein. Deren erhalten auch ausnahmsweise die Erlaubnis, einfach die Lokomotive zu betahren. Wer jedoch, wie wir, das Unglück hat, zu einer Zeit nach Carrara zu kommen, wo der Direktor verreist und kein Stellvertreter abwesend ist, dem bleibt, wenn er die Prache sehen will, nichts übrig, als längs der Geleise zu Fuß hinaufzuklettern. Gefällige Bahnwärter schließen sich an und geben von einer Station zur andern das Geleite. Beim ersten Tunnel, der sich außen am Berghang umgehen läßt, thut ein entzückendes Panorama sich auf. In unserm Rücken, halb ins Grün verhehlt, die Marmorstadt, zur Linken das tiefe, von Wasser durchrauhete Thal mit den Marmoraggenfeldern und dem in der Höhe gelösten Friedhof, auf einem Hügelvorsprung das schöne Dorf Sorano und vor uns die weissen, vielgestalteten Bergflanken. Ueber und tiechen die Schienenlinien der Bergbahn mit den „Sieben Brüdern“ hin, von denen die Station den Namen hat. Soeben laßt die Marmifera mit vollem Dampf vorüber und verschwindet hinter der nächsten Bergung, um nach wenigen Minuten hoch über unsern Köpfen wieder zum Vorschein zu kommen, bis ein neuer Tunnel sie verschluckt.

Noch eine Etade weiter auf dem beschwerlichen Schienenweg, so sind die Prache von Sorano und La Vostra erreicht. Hier münden die Geleise auf das Marmordepot am Fuß der Prache, wo die von oben herabgeschütteten Blöcke gleich aus dem größten ungeheuren werden, um überflüssige Pracht zu vermeiden. Die Prache selber sind hier nirgends zugänglich; sie lagern an steilen Wänden,



Kasseler eines Marmorbruchs bei Carrara.

wo nur der geübte Bergarbeiter mit Sicherheit Fuß faßt, und auch dieser bedarf an den gefährlichsten Stellen des Seiles, um auf den glatten Marmorfelsen hin und her zu klettern.

Man sieht die Leute in voller Thätigkeit. Was sie abgeprengt und mittels einer Rutschbahn herunterbefördert haben, liegt alles längs der Bahnlinie und in den Einbuchtungen des Berges aufgehäuft. Daneben lagern die mächtigen Cisten, ihrer Belastung harren, die Fuhrleute sind beschäftigt, die mächtigen Blöcke auf Karren zu laden, die Steinmengen hämmern, und aus den weissen Klüften hervor domern die Minen, deren Echo die Wände einander zuwerfen.

Mit Bequemlichkeit kann man auf diesen Depotstationen die verschiedenen Marmorarten unterscheiden lernen. Der schneeweiße, kristallinische mit dem großen, glänzenden Korn ist der sogenannte „statuarische“ Marmor, der einzig für die Skulptur verwendet wird. Ein großer, völlig reiner Block ist von fast unschätzbarem Wert. Aber meistens sind auch die Blöcke von der ersten Qualität mit minderwertigem Gestein durchsetzt, das durch Sprengung entfernt werden muß. Je tiefer der Stein gebrochen wird, desto reiner ist sein Korn, daher die ältesten Prache das schönste Material liefern. Der sogenannte paonazzo, ein weißer, mit regelmäßigen blauen Adern durchflochtener Stein, ist für Baumzwecke hochgeachtet, und eine harte Marmorart, die in allen Farben vorkommt, der bardiglio, liefert die schönen Mosaikfußböden, die Kamineinsparungen, Becken, Wannen und Reliefs.

Ein neues Geleite, das sich zur Rechten erschließt, führt mit steilerer Steigung zu den Prachen von Navacione und Colonnata. Marmor und nichts als Marmor! Wohin

das Auge sich wendet, es kann dem grellen, sonnenbestrahlten Weiß nicht entziehen. Der Fuß stolpert über Marmorgebüdel, das den Weg beschnitten, die Farbe der Kleider ist unkenntlich geworden durch den Marmorstaub, den der Bergwind auch den ausgetrockneten Augen zuführt. Und als ob man des Marmors nie genug bekommen könnte, rennen jetzt ein paar barfüßige Kinder auf die müde, erhabte und verdurstende Gesellschaft zu und präsentieren uns auf zimmernen Tellern eine Dampfbrot eilig aufgeteilter Marmorbröden, für die sie stürmisch ein paar Soldi fordern. Es sind die gleichen Steine, an denen wir uns schon die Stiefel zerrißen haben, und die Hauptung, sie zu kaufen, die den Kindern von ihrem Eltern eingeliefert sein muß, ist so unbegreiflich absurd, daß wir vor Entsetzen nicht einmal lachen können. Von einem Glas Wasser dagegen, für das kein Preis zu hoch wäre, ist keine Rede.

Eine Arbeiterfrau tritt uns endlich für Geld und gute Worte von ihrem Vorrat mit. Diese hart arbeitenden Menschen leben mit der letzten Noth, aber der Marmorstaub zwingt sie, die Kleider öfter anzuputzen, als gut ist. Der Wein erhebt das ohnehin heisse Blut, daher den Carrarischen das Wasser bekanntermaßen sehr leise im Gürtel sitzt. Das Trinken ist auch der Hauptgrund, weshalb die Revolution von 1894 noch immer heimlich weiter glimmt. Die Löhne sind hier besser als anderswärts; was die Leute zum Aufstand trieb, war die sozialistische Agitation und das Schauspiel des ungeheuren Gewinnes, der aus ihrer Hände Arbeit gezogen wird, denn alle Besitzer der Marmorbrüche sind Millionäre, und die ganze Käse entlang sieht man ihre teuren Marmorvillen aus dem Boden steigen.

Vor der Bahn auf der Station von Navacione einläßt, trifft man bei Polsoaco einen alten Steinbruch aus der Römerzeit. Aller Marmor des Pontikon, der Trajansschule, des Titusbogens ist aus diesem Bruch herorgegangen. Hier schloß auch der Apoll von Belvedere den Schatz des Nichtseins, bevor Künstlerhand ihm seine ersten Formen gab. Und neben ihm schliefen andre unvergleichliche Geheulen, die erst viele Jahrhunderte später als Licht gerufen wurden: der David Michelangelos und die Kolossalstatuen aus den Mediceergräbern. Aus Colonnata, ebenfalls einem alten Römerbruch, stammt dagegen der weisse Marmor, der in großen Mengen für die Gräber Napoleons I. im Invalidendom zu Paris verwendet wurde.

Und hat man mit Stammen drümen im Thal die Menge der aufgeschichteten Blöcke gesehen, so bewundert man jetzt doppelt die Größe und Unergründlichkeit der Natur. Was auch seit Jahrtausenden in diesen Bergen gebrochen wurde, was Tag für Tag mit den umgebenden Mitten moderner Technik herausgehört wird — es ist ein Gerichts gegen die Masse des Gebirges. Aus seinem Eingeweiden sind seit den Zeiten der Etrusker ganze Städte herorgezogen und ein Volk von marmornen Geschlechtern, aber nirgends hat kein starrs Profil sich um eine Linie verändert. Wenn auch gelegentlich durch unvorsichtigen Anbruch eine Bergwand eintritt, was will das bei gigantischen Gebirgsformationen gegenüber beagen! Und solange Monumente errichtet und Statuen gemeißelt werden, wird dieses Gebirge ausreichen, die Welt mit Marmor zu versorgen.

Ueber fünfshundert Marmorbrüche sind allein in der Gegend von Carrara in Thätigkeit, gar nicht zu reden, was in dem nahen Massa, in Secorocaja und Pietraltina gebrochen wird. Die Zahl der Arbeiter, die mit dem Sprengen, dem Behauen, dem Sägen und Schleifen sowie dem Transport der Steine beschäftigt sind, wird auf gegen zwanzigtausend angegeben.

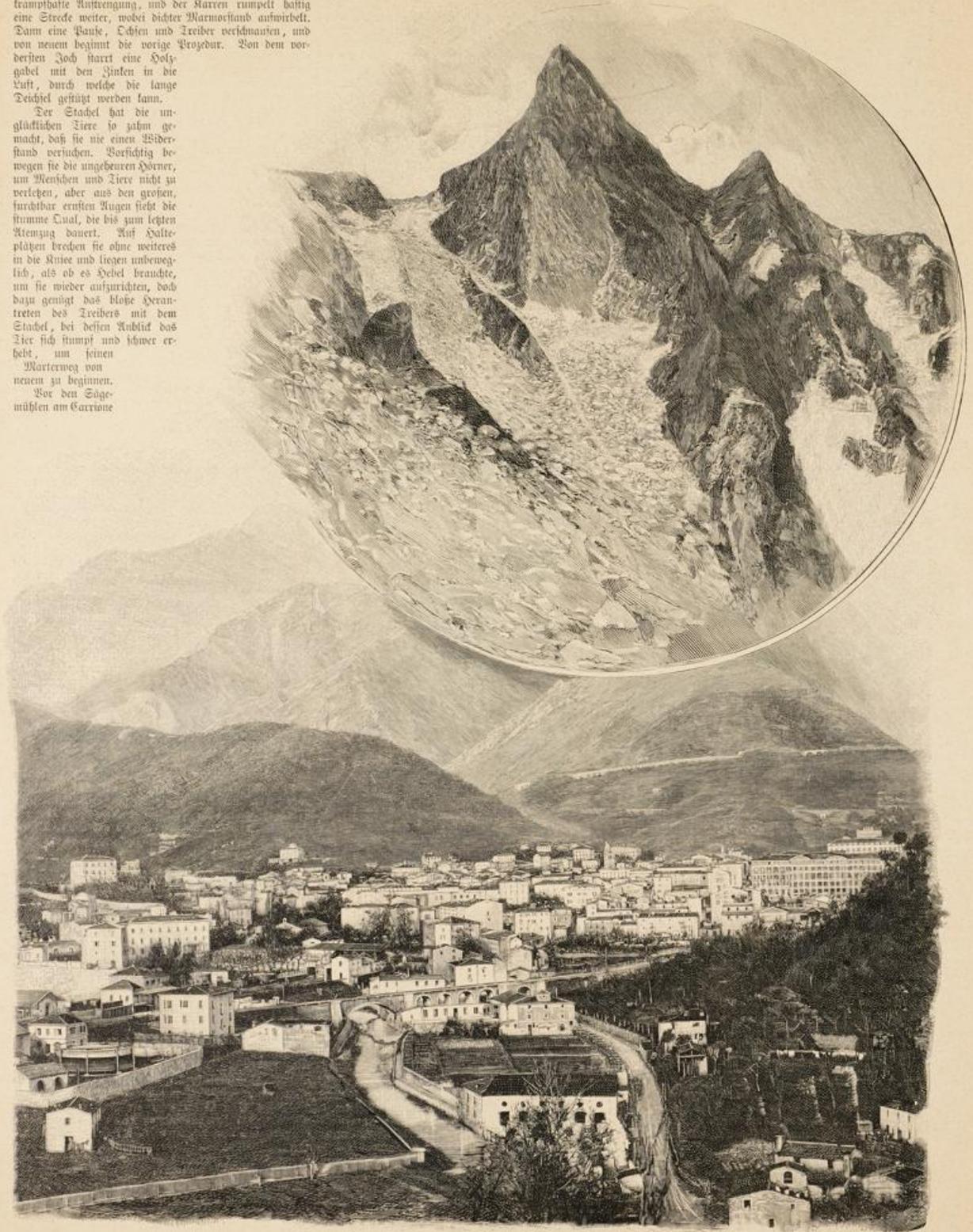
Zum Transport werden neben der Marmifera, die seit dem Jahre 1875 im Gang ist, noch immer, wie vor alters, die Cistenfahrten benützt. Es sind dieselben Karren, wie sie schon zu Zeiten der Römer und Etrusker gebaut wurden, mit niedrigen, aber wuchtigen, bleischnelagerten Rädern, deren Zahl sich nach der Länge des Fuhrwegs richtet. Die Cisten sind klein und grau, von einer besonders zähen Kasse, mit ungeheuren, pröchtig geschwungenen Hörnern; sie tragen den eisernen Ring in der Nase, durch den das Leitseil läuft; ihre Rufe sind mit Blei beschlagen. Um einen Block von mäßigem Umfang zu Thal zu ziehen, braucht es ihrer zwei bis sechs Paare. Ich sah in der Gegend von Carrara aber auch Fuhrern, denen zwanzig und mehr Cisten vorgespannt waren; sie bilden dann ganze Karawanen und ziehen unter dem Geschrei der Treiber wie eine lange, ungeschickte Schlange den Berg hinab. Ein kleinerer Marmorblock, der an langer Cistenfette auf dem Boden nachschleift, dient zum Vorkommen.

Jedes Paar Cisten trägt ein Joch von mächtigem Gewicht, das den unglücklichen Tieren die Köpfe niederzwingt, und man begreift nicht, wie sie es anstellen, sich mit den Rielenhörnern nicht gegenseitig zu stoßen. Auf jedem Joch sitzt rückwärts gewendet ein Treiber mit dem Stachelstab, andre rennen zu Fuß neben dem Fuhrwerk her, mit der Stimme und dem Stachel die Tiere anfeuernd. Die Fortbewegung geschieht stöhne wie auf der schwebelhaften, von oft kühnsten Fuhrgeleisen geschnittenen Straße. In gleichmäßigen Paaren erheben die Männer ein wildes Geheul, das eine ganz bestimmte Tonfolge hat, und die auf den Jochen Sitzenden packen zugleich das Fell der Cisten an Hals und Hüften es krampfhaft, was die Tiere in

Bergweisung zu treiben scheint, denn nun machen sie eine frampfhafte Anstrengung, und der Marren rumpelt häufig eine Strecke weiter, wobei dichter Marmorstaub aufwirbelt. Dann eine Pause, Löhren und Treiber verkleinern, und von neuem beginnt die vorige Prozedur. Von dem vorbersten Joch harret eine Holzgabel mit den Zinken in die Luft, durch welche die lange Leihstiel gestützt werden kann.

Der Stadel hat die unglücklichen Tiere so zahm gemacht, daß sie nie einen Widerstand versuchen. Vorsichtig bewegen sie die ungeheuren Hörner, um Menschen und Tiere nicht zu verletzen, aber aus den großen, furchtbar ernsten Augen sieht die stumme Qual, die bis zum letzten Atemzug dauert. Auf Kälteplätzen kochen sie ohne weiteres in die Ruine und liegen unbeweglich, als ob es Nebel bräunte, um sie wieder aufzurichten, doch dazu genügt das bloße Herantreten des Treibers mit dem Stadel, bei dessen Anblick das Tier sich stumpf und schwer erhebt, um seinen Marterweg von neuem zu beginnen.

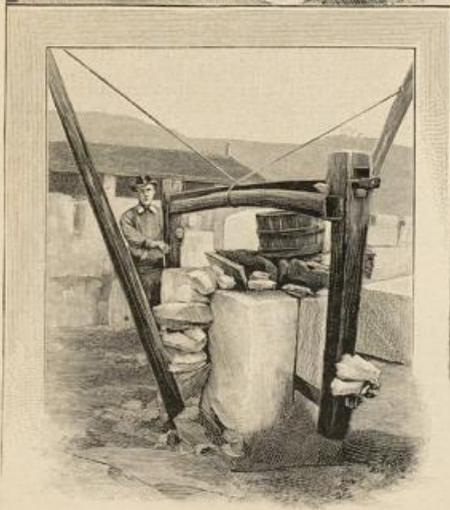
Vor den Sägemühlen am Carrarese



Ansicht von Carrara.



Marmorbruch von Carrara bei Carrara.



Handmarmorflüge.

1898 (B. 79).

werden die Fuhren abgeladen. Diese Mühlen sind mit ihrer schönen Architektur und den draufliegenden Etagen, die über ihre Räder ragen, ein großer Schmuck der Gegend. In Menge lagern die Blöcke vor den Thüren und längs der Flühler, zwischen ihnen die zerlegten Platten, die für die Poliermaschine bereit sind.

Interessant ist es, daß hier überall neben der vervollkommenen Technik die primitive Industrie, aus der jene hervorging, fortbauert. Neben den Sägemählen arbeitet die ursprüngliche Handflüge ruhig weiter, denn die Feinheit ihrer Arbeit wird von der Maschine nicht erreicht; man kann sie überall im Freien in Thätigkeit sehen. Die Marmorflüge hat keine Zähne, sie ist in einen schweren Rahmen eingespannt und hängt in Stricken; die Sägewirkung entsteht durch den Druck des Eisens mit Hilfe von eingesülltem Sand.

Nach dem gleichen System, aber ins Große arbeitet die Sägemaschine. In einem Rahmen, deren ein Mühlrad viele gleichzeitig treibt, sind wohl dreißig Sägen in verschiedenem Abstand nacheinander eingespannt, so daß ein Block in ebensoviele Platten von verschiedener Dicke zerlegt werden kann.

Ist die Platte zerlegt, so kommt sie zur Politur, und auch hier konkurrieren Menschenhände und Maschinen. Bei der Handpolitur muß etwas feuchter Flußsand mit einem Stück Mehl unabläßig auf der Platte hin- und hergerieben werden, wozu bei einer Platte von mäßiger Umfang mehrere Männer erforderlich sind. Die Poliermaschine hingegen läßt in einfacher, aber höchst sinnreicher Weise eine Platte durch die andre mittels Sand abhelfen, indem sie die oben liegende in rotierende Bewegung versetzt.

Kun aber ist es genug des Marmors; der Glast wird nachgerade unerträglich, und zugleich werden die Ohren von all dem Geklimmer und Geschirre völlig betäubt. Der Rückzug an den freundlichen Rastladen des Carrione brächte den müden Nerven Erholung, wenn nur der Fuß nicht genötigt wäre, bei jedem Schritt den inachtelsten Marmorhaub aufzuwühlen. Auch hier begleitet und der Marmor auf Weg und Steg, selbst das eisenblei Plattenhaus hat wenigstens Schwellen, Fensterumfassungen und Treppenrand von poliertem Marmor, nicht zu reden von dem Marmorfußfall, der zu Dämmen, Strahlenbestrahlung und Reichtum benutzt wird.

Der Ueberdruß wird endlich zu einer wahren Verdrüssigung, weil man das Gefühl bekommt, als sei hier jeder Gegenstand bereit, sich unter unsern Händen in Marmor zu verwandeln. Ich gelte, daß mir der Weg zum Bahnhöf am späten Abend eine Erlösung bedeutete. Noch eine lange Strecke folgten uns die stummen Marmorfelder, die durch die Dunkelheit leuchteten, und unser Zug schleppte eine ungeheure Marmorlast nach der Mühle.

Ein kurzer Besuch in Carrara genügt, um eine vollkommene Ueberleber über die Gewinnung und Behandlung des Marmors zu erlangen. Nur der Natur des gewaltigen Gebirges kommt man dort nicht so recht nahe, denn in Carrara ist alles südlich kultiviert und abgefaßten. Über die Apenninischen Alpen in ihrer Größe und Einsamkeit sehen will, dem sei eine Besichtigung von Pietrascia oder Seravezza aus bringend empfohlen.

S e r b f f.

Plant heulend lauch der scharfe, kalte Wind
Um meine Fenster, an den Planen rüttelnd,
Und durch die Fugen pfeifend singt der Sturm
Sein Mark und Bein durchschauend düstres Lied.

Er singt von Tagen, die vergangen sind,
Von jungem Leben, das er rauh gemüht,
Von goldenen Jahren, die des Schnitters Hand
Des königlichen Schwertes hat berührt,
Von grüner Matten Blütenreicher Pracht,
Wo froher Jugend Lachen widerhallte,
Und die nun eide und verlassen sind:
Des Sturmes Tanzplatz und des Wetters Raub.

Das trübe Lied, es singt mir gar bekannt,
Es paubert vor die Seele mir ein Bild,
Das mein gebürte, als es frühling war,
Und das der eijge Nordwind mir entrückt.

Ich sehe dich, du meines Herzens Bild:
Wie Sonntagsgod erglänzt dein liches Haar,
Dein Kästchen tracht mir, frühlingssonnenschein,
Die Augen denn, die freien, blauen Sterne,
Sie spiegeln mir des Himmels freundlich Bild,
Und alle Blütenpracht, die malt Natur
Auf deine Wangen und den süßen Mund,
Der tausend heide Worte weiß zu sagen
Und deines Herzens golden Reichthum künden.

So warst du mein, so hielt ich dich umfaßt,
So fühlst dein Herz ich an dem meinen schlagen
Und schaute dir bis auf der Seele Grund.

Wir feierten der Schöpfung frühlingstest,
Im Pfingstschmuck prangten Wief und Flur und Hain,
Und über uns wölbte sich das Himmelszelt,
Und um uns hörten wir das Waldesrauschen, —
Von fern her tönten frohe Menschenstimmen:
Wir waren in der Welt und doch — allein!

Dahin die wundervolle frühlingstpracht,
Dahin die Stunden meiner Seligkeit!
Wo dufteud Moos zu demen süßen Schwellte,
Da jagt der Sturmwind jetzt das dürre Laub,
Herfürdend rauch das lieblich-grüne Dach,
Das freundlich meinen süßen Traum beschützte.
Die Sonne, die den liebes Haupt gefüßt,
Sie barg ihr Anlich hinter schweren Wolken;
Die Vögelin, die von ew'gen Keuze sangen,
Sie hoben, als ihr Trambild nun zerbob,
Und sahen ew'gen Keuz wohl in der Ferne.

Und du? — Und ich? — Wir fühlten minder nicht
In Sturmeswüten und in Wetternacht
Das heiße, heiße Sehnen nach der Sonne
Und nach des Tauwinds mildem frühlingstwehen!

O daß es dir, mein trautes Herz, beschieden,
Daß deine junge Seele neu erwachte
Und sich erwärmte an dem neuen Licht!

Ich will im Schatten bleiben unbekannt,
Seh' ich nur dich im Sonnenscheine wandeln,
Ich will im Sturme und im Wetter stehn,
Weiß ich nur dich in friedlich-treuer Hut!

Dann rufe, Sturm, und zeige deine Macht!
Ich halte stand und hüße feil mich ein
In meiner treuen Liebe Saubermantel.
Ein bißchen Edeleid — ich acht' es nicht,
Ein wenig Seelenschmerz — es thut nicht weh,
Es schmilzt wie Schnee vor ihres Glüdes Sonne.

Kuß, Schicksal, diesen Tag mich gnädig schanen,
Und weiter will ich wandern ohne Klagen,
Will deiner Hand mein höchstes Gut vertrauen
Und meines Herzens heißem Wunsch entsagen!

6. Mikael.

Die Hungersteine.

Roman

Gertrud Franke-Schievelbein.

Es klopfte. Niemand hörte. Drinnen erscholl das Geräusch von Stimmen. Die männliche, die ungefähr aus der Fenstergegend kam, war tief, stark, wohlklingend, metallisch hart wie der Klang eherner Glocken. Die weibliche, obgleich dicht an der Thür, hatte so weiche und beiseidene Laute, daß sie nur ab und zu drauhen vernehmbar war. Ein ruhiges, ernstes, friedliches Gespräch, wie zwischen guten alten Freunden oder Eheleuten.

Der Klopfende, ein junger blonder Mann, stand einen Augenblick ungeschlüssig. Er vergewisserte sich noch einmal, ob er auch vor die rechte Schmiebe gekommen sei. „Hubert Schwarz?“ Ja. Das stand da deutlich auf der mit Steifen besetzten Visitenkarte, dem Wahrzeichen des Nomaden, der aus einer möblierten Stube in die andere zieht.

Aber die Frauentimme? Vielleicht die Wirtin. Oder die Wäscherin. Oder ein Besuch —

Er klopfte noch einmal, energischer.

Nun trat plötzlich drinnen eine so tiefe, langandauernde Stille ein, daß sie dem Gast förmlich auf die Nerven fiel. Er stürte also.

Schon hatte er sich umgewandt, um wieder zu gehn, da erscholl ein lautes, ärgerliches „Derein!“ Er drückte auf die Klinge. Wichtig! Die Thür war offen. Im nächsten Augenblick stand er in dem kleinen Zimmer.

Hubert Schwarz sah an seinem Schreibtisch, auf dem die billige Studierlampe mit dem abgegriffenen Bronzefuß brannte. Seine dunkeln Augen blickten spähend auf den Eintretenden. Auf seiner Stirn, die wie aus gelbem Marmor gefornet war, mit prachtvollen Ausladungen über den starken Brauen, lag deutlich der Mühsam über die unerwartete Störung.

Eine schlanke Dame in Hut und Mantel hatte sich von dem Stuhl neben der Thür herab, fast erschrocken erhoben. Als sie jetzt in die Helligkeit trat, die das Gas im Flur durch die noch geöffnete Thür warf, glänzte der graue Schleier über ihrem Gesicht in allerlei silbernen Reflexen. Er sah nichts als ein paar große, sanfte, seltene Augen.

Als sei sie schon vorher im Begriff gewesen zu gehn, nahm sie ihren kleinen braunen Ruff auf, nickte Hubert einen stummen Gruß zu und ging mit einer schlüftigen, verlegenen Verbeugung gegen den Gast hinaus.

„Sie wünschen?“ fragte Hubert Schwarz zurückhaltend und mit geschäftsmäßiger Kürze. Er hatte sich erhoben. Seine lange, gutgewachsene Gestalt war fast um einen Kopf größer als die des späten Besuchers.

Dieser hatte sich dem Schreibtisch genähert und streckte eine runde, fleischige Hand in neuen braunen Glacé aus. „Guten Abend, Hubert,“ sagte er ruhig. Aber dabei hingen seine gutmütigen blauen Augen stillfreudig an Hubert, als suche er in dem blaffen Gesicht des alten Studienfreundes allerlei zusammen, was ihm anders im Gedächtnis geblieben war.

„Kennst du mich noch? Oder muß ich dir meine Karte —?“

„Karl Medekind?“ rief Hubert Schwarz erfreut. Und als trau er seinen Augen nicht, nahm er die Lampe und leuchtete seinem Freunde, hierhin und dorthin fohrend, übers Gesicht und die mittelgroße, schon ein bißchen ins Bedäglische fallende Figur.

„Kindelein, bist du's denn wirklich?“

Karl nickte.

„Alter, lieber Karl, du kommst wirklich wieder?“

„Ja,“ brummte Karl, beinahe gerührt durch die echte Freude des andern. „Stell doch die verfluchte Fanzel hin. Neue Schönheiten wirst du schwerlich an mir entdecken. Also ich bin's. Hier ist meine bißlere Rechte. Gab' zwar damals mit heiligen Eiden verschworen, je wieder deine Schwelle... Pah! Ist verjährt! Sechs Jahre! Na — und da mich das Schicksal nu mal nach Elbflorenz verschlagen hat —“

„Den Eidbruch lohnen dir die Götter, Kindelein!“

Blödsinn damals! Jugendehelei! Herrgott, was man inzwischen alles an wahrhafter Niederracht, Bosheit, Gemeinheit... Pfu! Teufel!... Na, aber erst mal sehen! Mach dir's gemächlich, soweit es in diesem Loch —“

Er sah mit resigniertem Blick umher auf die Armlosigkeit des Zimmers. Sie verdeckte sich nicht wie verdämte Armut. Frech und dreist schrie sie jedem ins Gesicht: hier bin ich zu Hause! Das braune Nipsofa, stellenweis ins Grünliche spielend, die dünnen, gekliffen Kullvorhänge, der abgetretene Teppich, der nur noch in der Mitte zwischen den Tischfüßen die Reste eines großblumigen Musters zeigte — die Möbel Dugendware, auf Auktionen zusammengelien. Nur ein Sessel, rundlehnig, steifbeinig, schien ein echtes Empirestück, und seine vornehme Formensprache nahm sich selbst am zwischen der nüchternen Stillosigkeit seiner modernen Genossen.

Hubert Schwarz rückte mit Anstrengung an dem schweren Tisch, der nicht von der Stelle wollte, und machte eine einladende Geste nach dem Sofa — aber ungeschickt und gezwungen, wie einer, der verlernt hat, Gastfreundlichkeit zu üben. Dann lief er mit großen Schritten zum Ofen, um nach dem Feuer zu sehn. Halbwegs aber bekam er sich und lehrte um, langsam und beschämt. „Ich vergaß,“ murmelte er, „hab' ja heut nicht heizen lassen. Na, da behältst du halt deinen mollenen Flausch an —“

„Famos! Aber du?“

„Pah! Weißt du denn nicht mehr? Mich macht ja so'n feuerpeinendes Ungelüm im Zimmer rein toll. Produziere ja selber kolossalen Wärmeüberfluß —“

„So,“ sagte Karl. „Ach ja, ich weiß. Und dann haben wir ja schon März —“ Dabei fühlte er noch immer die eisigen Finger Huberts in seiner Hand. Bis in den Arm war ihm das Kältegefühl getrocknet.

„Jetzt gedulde dich nur einen Augenblick,“ fuhr Hubert Schwarz fort, eifrig in seine Wirtspflichten vertieft. „Wie du dich ebenfalls erinnern wirst, führe ich hier und andre Alkoholika prinzipiell nicht. Indessen hier... der Levantetrunk...“ Er stellte eine kleine Kaffeemaschine auf den Tisch und schleppte aus einem Gefäßrand Tassen, eine Zuckerdose und ein Kännchen mit Milch herbei. „Kaffee macht den Kopf klar... Das Wasser kocht in drei Minuten. Aber du sehest ja noch —“

Karl zwangte sich mit Todesverachtung durch die schmale Gasse zwischen Tisch und Sofa. Staun aber hatte er sich der gemüthlichen Gde anvertraut, so schnellte er mit einem Ueberdrußschrei aus deren unvermuteter Tiefe wieder empor. „Donnerwetter! Entschuldige! Aber das ist ja 'ne richtige Fallgrube! Ich möchte bitten — einen Stuhl.“

Hubert lachte, zum erstenmal frei und offen. Und damit schüttelte er alles Fremdein und alle Verlegenheit energisch von sich ab. Er saßob Karl den amiken Sessel hin.

„Der hält dich aus. Auf deine achtzig bis neunzig kilo war das alte Dings da freilich nicht gefaßt. Wie hast du's bloß angestellt, dich in den paar Jahren so zu multiplizieren?“

„Familienfehler,“ meinte Karl, sich in dem „Griechischen“ zurechtfindend, der im Gegenzug zum Sofa charaktervoll genug war, auch nicht eine Linie breit nachzugeben. „Wir sterben alle an Asthma, Herzverfettung, Schlagfluß. Wenn ich die Wahl hätte, ich wäre gehorfanst um die letzte Sorte. In dessen —“ er starrte einen Augenblick in das blaue Spirituskännchen, das sein hübsches, frisches Gesicht mit einem schalen Schein beleuchtete, „erst mal leben. Ich habe mich nämlich — seit acht Tagen — hier als Rechtsanwält niedergelassen und hoffe auf eine ersprißliche und auskömmliche Thätigkeit... Du rauchst noch immer nicht?“

Er hatte ein Lederetui aus der Brusttasche gezogen und bot Hubert von dem sehr vertrauenswürdigem Inhalt an. „Importen. Geschenk eines dankbaren Mandanten. Rein? — Also ganz Diogenes?“

Hubert goß ruhig das kochende Wasser auf das Kaffeepulver. „Ich habe alle Urfaße dazu. Ich weiß nicht, ob dir bekannt ist, daß ich die Schulmeisterei an den Nagel gehängt habe?“

„Offiziell nicht. Aber — hm — gebadht hab' ich mir's. Ich besitze nämlich keine Sachen — alle! Die Gedichte, das Epos, das Drama. Und da hab'

ich mir gesagt: so was schreibt einer nicht aus dem
Ovenwinkel raus, als wohlbestallter Ordinarius der
Quarta oder Tertia —

Hubert lächelte. „Mein. Wenn man tagsüber
den Nepos hat verballhornen lassen oder die deutschen
Staifer eingepaukt . . . es geht einfach nicht. Probiert
hab' ich's ja eine Weile . . . gefittet, gekittet; halb
verrückt bin ich drüber geworden, daß das Unmög-
liche nicht möglich werden wollte. Wegen meiner
Mutter, weißt du, die sich die Bissen am Munde ab-
sparte, damit ich mal eine gute bürgerliche Stellung —
Er unterdrückte einen aufsteigenden Seufzer. „Na —
jetzt hab' ich also nichts als mein Talent. Aber es
lohnt mir's noch mal. Obgleich augenblicklich . . .
die Poesie ist nicht lukrativ. Wenn ich, wie mein
Namensvetter Verthold, mich aufs Erfinden würd-
riger Chemikalien verlegt hätte, würde ich dir jeden-
falls mehr bieten können, als diese Tasse Java und
Ceylon gemischt, das Pfund zu anderthalb Mark —“

Und er schob dem alten Freunde die gefüllte
Kaffetasse hinüber, deren Duft schon verriet, daß
die Bohne nicht aus Afrika stammte.

Karl Bedekind verbarz eine leichte Verlegenheit
unter lebhaften Klauen. Wie traurig, daß er
den Hubert so wieder fand, diesen bedeutenden
Menschen, der ihm immer so gewaltig imponiert
hatte! Und nun diese armselige Hagenwirtschaft!
Er lobte, um irgend etwas Freundliches zu sagen,
den Kaffee über Verdictin, die alte Zunderdose, ein
Erbsüß, die gierliche, roterändernde Tasse, auf der
ein Name stand. Er entwirrte diesen. „Johanna,
das er und ich Hubert mit harter Verwunderung an.
„Ja, Johanna,“ sagte Hubert ruhig. „Sie war
vorher einen Moment hier. Du hast sie ja noch
gesehen.“

„Johanna . . . hier?“ Ganz gepackt richtete
sich Karl im Sessel auf. „Unmöglich!“

„Warum?“ fragte Hubert mit derselben un-
erschütterlichen Ruhe. „Sie ist seit drei Jahren in
Dresden. Genau — im März war es. Da hatte
ich nämlich nacheinander so eine Art Wunderkranz
von Krankheiten. Wenn man dachte: nu ist's genug
— wupp! kam wieder irgend 'ne neue Lebererkrankung
herausgefrungen. Ich hätte nie gedacht, Kindlein,
daß die menschliche Natur auf so viel Schikanen ein-
gerichtet ist! Na — und da kam sie: Johanna.“

„Als —“ Karl schluckte erst einmal, als wolle
ihm das Wort nicht recht aus der Kehle, „als
deine — Braut?“

„Mit Verlobungsanzeigen und sonstigem Hof-
notas? Nein. Dazu hatten wir keine Zeit. Auch
kein Geld. Abgesehen davon, daß ich nicht mal bei
sozialer Befinnung war damals, um 'ne Frage von
'nem Laubstrosch unterzudecken zu können. Nein. Sie
kam ganz einfach, weil ich mütterleckenallein dalag,
und sie mich nicht unkommen lassen wollte wie einen
kranken Hund —“

„Aber der Alte? Der Herr Registrar?“

„Der hatte sie schon längst rausgebissen.“

„Deinetwegen?“

Hubert nickte. „Als wohlbestallter Oberlehrer
wäre ich ihm wohl recht gewesen. Aber als ich
umgefaßelt hatte und Niets und Frühstück schuldig
bleiben mußte — und das Mädchen trotzdem an
mir hing . . .“

Er versank in finstere Gedanken. „Pfiu Teufel!“
rief er dann ingrinnig, „was hat sie alles durch-
gemacht! Eh' ein Leib so etwas thut, aus dem
Hause läuft, zu fremden Leuten! . . . Ein bißchen Geld
war ja da. Ihr Mütterliches. Und sie war ma-
jorenn . . .“

„Ich ging dann hierher. Sie hatte in Leipzig
bei Verwandten eine Stelle als Stütze. Wir
schrieben uns. Sie sagte nie. That immer ganz
fregel. Bloß so manchmal ein Wort. Und ich sah
selber so drein in der Dredouille. Meine Sachen —
immer drückbar zumück von den Redaktionen —
unbeseht. Und Tag für Tag . . . bis es mir, wie
gesagt, zuviel wurde. Ich legte mich hin und —
delirirte. Sie wunderte sich nicht lange, als meine
Briefe ausblieben, packte und kam.“

Er hielt inne, als erwartete er eine Zwischenrede
Karl Bedekinds. Der aber sah stumm.

„Als ich endlich aufstand, mußte ich von neuem
laufen lernen, wie ein kleines Kind. Wenn sie
ausgegangen war, mir ein Täubchen zu kaufen oder
eine Flasche Wein, konnte ich nur immer so vor

mich hin. Gaha! Wie ein Mensch so auf den
Hund kommen kann! Aber so was zusammen
durchgemacht, das bindet, Kindlein! Das ist ein
Kitt!“

Er nahm eine Photographie vom Schreibtisch
und reichte sie Karl hinüber. „Gut getroffen. Er-
kenntst du sie wieder?“

Karl nahm ihm das Bild aus der Hand und
vertiefte sich darein. Es war ein Kniefuß, ganz
in hellen Tönen gehalten. Johanna stand aufrecht,
schlicht und natürlich, den Blick aus ruhigen, klaren
Augen dem Beschauer zugewendet, die Hände locker
ineinandergelegt. Sie war wenig verändert, nur
die Figur etwas voller geworden. Und das Seelische,
der Hauch des Gemüths, die den feinen Zauber des
kaum hübsch zu nennenden Frauensopfes ausmachten,
hatten sich in wunderbarer Weise herausgearbeitet.

Allerlei widerstrebende Gefühle bestürmten Karl
beim Anblick seiner Jugendliebe. Damals in Göt-
tingen, als Hubert im Hause ihres Vaters wohnte,
hatte er täglich Gelegenheit gehabt, sie zu sehn.
Sie hatten in Mariaspring unter den grünen Bäumen
zusammen getanzt und Blumen gesucht im Walde,
auf dem Wege nach der Pöffe. Und ganz all-
mählich hatte er gemerkt, daß die zarten verklärten
Reize es ihm angethan hatten — zu seinem Schaden.
Denn Hubert war ihr augenscheinlich lieber.

Er machte also nicht viel Aufhebens von seiner
stillen Neigung und gönnte sich's nur, sie täglich zu
sehn. Wie hätte er's auch mit Hubert aufnehmen
sollen!

Auch jetzt, während er das Bild betrachtete,
grübelte Karl wieder über die seltsame Anziehungs-
und Auffassungskraft dieses Menschen. Wie ein
Strom, der alles hinabführt, was ihm in den
Berg kommt, dachte er. Was er sieht, muß in ihm
aufgeh'n, Eigenart, Leberzeugung, Willen ihm offen-
bar, ein Teil von ihm selber werden.“

Das hatte er oft genug an sich selber erfahren.
Wie manches Mal war er nach Hause geföhrt,
wütend über die Herrschergrüße Huberts: nie wieder!
Und war dann doch wiedergekommen. Bis eines
Tages der Bruch da war, scharf und klaffend.

Johannas wegen.

Dieser armen Seele trug ihre Liebe mehr Dornen
als Blüten. Oft schlich sie dahin mit gekenteten
Schultern, ein Bild der Trostlosigkeit.

Ein hartes Wort Huberts, und alles wurde ihr
dunkel. Das Leben lag auf ihr wie eine schwarze
Decke. Sie kam von selber nicht wieder empor.
Und Hubert, immer in seinen Ideen fesselt, merkte
oft nicht einmal, was er angerichtet hatte.

Bei einer solchen Gelegenheit hatte ihm Karl
„eine Meinung“ gesagt. Und so gründlich, daß
jedes nachträgliche Wädhern und Wiedergutmachen
ausgeschloffen war. Zum Glück kam bald darauf
seine Verlegung.

Und nun sah er wieder hier bei Hubert und
hielt Johannas Bild in der Hand. „Schade!“
sagte er jetzt aus seinen Gedanken heraus, „daß es
mit dem Heiraten noch ein Weilchen Zeit haben
wird.“

Hubert, der als ordentlicher Hauswirt das Kaffee-
geschirr zusammenräumte, blieb vor Karl stehn und
sah ihm fest ins Gesicht. „Sie ist meine Frau,“
sagte er mit ruhigem Nachdruck.

„Deine — Frau?“ Karl Bedekind mußte nicht
recht, wie ihm geschah. Er stellte das Bild fort,
als thäte es plötzlich seinen Augen weh. „Johanna?
Ja — verstehe nicht —“ Er sah sich an die
Stirn.

„Pfiu und Standesamt haben wir zwar weiter
nicht bemüht,“ sagte Hubert gelassen. „Ein paar
Mächtigere haben uns zusammengegeben: die Not
und die Liebe.“

Er sah scharf in Karls Gesicht, das deutlich
zeigte, wie er mit allen Kräften diese Neuigkeit zu
bewältigen suchte. Johanna, die ihm immer eine
Heilige gewesen!

„Hätt' ich bloß ihre Opfer annehmen sollen?“
schr Hubert nach einer Weile fort. „Und das einzige
Glück, das armen Schludern, wie wir's sind, noch
nicht verlohnt ist —“ Karl Bedekind,“ sagte er
plötzlich weich, „du solltest sie einmal sehn, seit der
Kleine da ist.“

Heber Karls Gesicht huschte eine dunkle Röde.
Zinifer und gequält nagte er an seiner Lippe.

Wieder eine lange, dumpfe, peinliche Pause. Endlich
sagte er: „Du bist ein Mann. Du trägst die Ver-
antwortung schon selber —“

„Die volle!“ Hubert reichte seine breite Brust.
„Aber das arme Weib —“

„Komm,“ sagte Hubert und erhob sich rasch.
„Ich muß heut noch zu ihr. Es ist allerlei Litter-
arisches gekommen. Das wollte sie mir sagen. Ich
lass' es nämlich an ihre Adresse schicken — wegen
der Spärnase meiner Wittin. Hör' Johanna selber.
Das darfst du mir nicht abschlagen.“

„Heut nicht. Sag's ihr erst. Vielleicht ist's
ihr doch peinlich. Aber —“ er knöpfte den Leber-
zieher zu — „wir können wohl noch ein Stück
zusammengehn.“

Unterwegs — sie hatten noch eine ganze Strecke
durch die Neustadt, ehe sie an die Augustusbrücke
kamen — war Hubert lebenswürdig und geprügigt.
Er regte, offenbar in dem Verleben, den ersten pein-
lichen Eindruck seines Verichs zu verweisen, so viel
neue und interessante Fragen an, daß Karls Ge-
danken bald in andre Bahnen gerieten.

Endlich hatten sie die Brücke erreicht, unter deren
gewaltigen Bogen der Strom breit und majestätisch
dahinflöß. Zauberhaft spiegelte sich der Lidterglanz
der Brücken, der Restaurants, der Willen und Straßen,
die sich an den Ufern entlangzogen, in dem dunkeln,
beweglichen Spiegel.

Gefesselt war Karl stein geblieben. Das schwarze,
ruheloze, lebendige und doch unheimlich stumme Lin-
geheuer erchien ihm wie ein Niese, der unanfechtbar
und unwiderstehlich einem fernen Ziel entgegenfiel.
Da hörte er Huberts Stimme neben sich.

„Den hab' ich auch mal klein gesehn . . . Sand,
Geröll, dazwischen ein kümmerlicher Wasserarm. Und
dann waren auch eines Tages die Hungersteine da.“

„Hungersteine? Das klingt ja ganz unheimlich.“

„Sind auch unheimliche Wesellen. Und für mich
ist ihre Bekanntschaft noch mit so allerlei Umständen
verknüpft —“

Er schüttelte sich, als ließe ihm ein Schauer über
den Rücken. Der Wind pfiß scharf und schneidend
über den Fluß hin. Sie gingen schneller weiter,
um in den Schug der Häuser zu kommen.

Karl war neugierig geworden, und als Hubert
das Kapitel, das er eben berührt hatte, nicht weiter
verfolgen zu wollen schien, fragte er geradezu, was
es für eine Bekanntschaft damit habe.

„Es sind Fellen, die bei besonders niedrigem
Wasserstande aus dem Flußbett zum Vorschein
kommen. Das Volk fürchtet sie oberflächlich. Sie
sind die traurigen Begleiter von Dürre, Hungersnot,
Viehsterben.“

„Und du hast sie erlebt?“

„Jawohl. Mein Vater hatte ein kleines Gut
in Pacht, in der Nähe von Meisa. Und da haben
wir Kinder in regenlosen Sommern zittern gelernt
vor dem Gespenst der Hungerheine.“

„Das kann ich mir denken.“

„Vielleicht doch nicht ganz. Du bist in einem
ehrbaren Pfarrhause groß geworden. Sei uns aber
war der Teufel los, wenn eine Mitternte drohte.
Ob wir nun brav waren oder nicht, Schläge gab's
doch, hungern mußten wir doch. Da schoß denn
die Pestie, die in uns allen steckt, auf uns krant.
Jeder suchte zu ergattern, was er ergattern konnte,
sonst ging er leer aus. Auf diese Weise wird dir
vielleicht mancher Charakterzug an mir verständlich,“
schloß er sarkastisch lächelnd.

„Jawohl,“ murmelte Karl und dachte an
Johanna.

„Der furchtbare Sommer von dreihundfünfzig kam.
Das Gras verdorrte, die Erde barst in großen
Sprengungen. Wir schlachteten unser bißchen Vieh.
Mein Vater schalt und suchte von früh bis spät.
Meine Mutter weinte. Wir Buben drückten uns
draußen herum; dem Vater wagte niemand unter
die Augen zu kommen.“

„Und dabei — erbarmungslos blau der Himmel
jeden Morgen, und die Erde von Tag zu Tag kleiner . . .“

„Ich hatte eine Leidenschaft: das Lesen.“

„Es war mein Schmerzensmittel. Wie ein
Morphiummüchtiger für sein geliebtes Gift, hätt' ich
meine Seele hingegeben für das erbärmlichste Lesef-
futter.“

„Eines Tages — am zwanzigsten August war's,

ich vergess' ihn nie! — überraschte ich meine Schwester Anna auf dem leeren Heuboden über einem Buche. Ein alter Stalender war's, auf dem Umschlag ein großer Holzschnitt: Andreas Hofers Abschied.

„Ich stürzte mich auf sie, um ihn ihr zu entreißen. Wir rangen. Die kleine schwächliche Anne, mein Liebling, setzte sich verzweifelt zur Wehre. Reins dachte an die Bodenkluft. Auf einmal lag sie unten. Aber sie schrie nicht. Still und blaß blieb sie liegen.

„Vielleicht ist sie tot, dachte ich. Entsetzen kämpfte in mir mit einem fast wahnfinnigen Entzücken über meinen Mord. Ich rannte wie gepeitscht davon, einem Bersteh zu, dicht bei der Elbe. Da starrte mir auf einmal etwas entgegen, was ich noch nie gesehen hatte. Auf dem großen Felsen, der seit gestern vom Wasser freigelegt war, stand in verwaschenen Buchstaben das Menetekel: „Wenn Ihr mich wiederseht, werdet Ihr weinen.“

Karl Bedekind fühlte, daß es ihm eilig über den Rücken froh.

„Und deine Schwester?“ fragte er, nachdem sie ein Stück schweigend neben einander hergeschritten waren.

„Sie hat lange krank gelegen und ist jung gestorben. Aber, siehst du — selbst wenn ich sie tot gefunden hätte, als ich mich abends nach Hause stahl — Meine hält' ich nicht fühlen können. Das Erreichte, die glühenden neuen Eindrücke von kühnen Thaten, von Aufopferung und tragischem Tod, das war alles so viel größer als unser häusliches Glend, als mein bißchen Schuld gegen das kleine Ding, das mich hindern wollte, zu nehmen, was mir, dem sklageren, dem Stärkeren, zukam. . . In der Nacht hab' ich zum erstenmal gefühlt, daß ein Dichter in mir steckt.

„Siehst du, Karl Bedekind, und seitdem weiß ich: wir alle haben unsre Hungersteine. Hier drinnen in unserm tiefsten Wesen, da liegen die Gärten und Schöpfheiten, von denen wir in guten Tagen nichts wissen.

„Aber laß einmal die große Dürre kommen, die Not, die Verzweiflung. Dann behüte Gott uns vor den Hungersteinen.“

Hubert Schwarz blieb stehn und reichte Karl Bedekind die Hand.

„So, du mußt jetzt links einbiegen. Ich geh' geradeaus. Also ich grüße Johanna, und du kommst bald einmal.“

Karl nickte mechanisch, und sie trennten sich.

Nach einigen Tagen erhielt Karl eine Postkarte von Hubert. Johanna freute sich sehr auf ihn; er möge doch bald einmal zu ihr gehn, des Abends, wo sie freie Zeit habe.



Robert van Wyk,
der neue Bürgermeister von New York.

Wie Karl schon neulich erfahren, hatte sie mit dem Rest ihres kleinen Vermögens eine Papier- und Schreibmaterialienhandlung in der Marienstrasse erworben, die hauptsächlich durch ein paar Schulen in der Nachbarschaft lebhaften Umsatz hatte. Sie lebte leidlich gut, wenigstens ohne dringende Sorgen. Freilich kam sie den ganzen Tag nicht zur Ruhe. Die Stunden, der Haushalt, der lebhafteste kleine Dube, den sie nicht aus den Augen lassen durfte, das alles verlangte beständig ihre Aufmerksamkeit.

„Aber du kennst sie ja,“ hatte Hubert gemeint.

„Das ist ihr gerade recht. Je mehr an ihr herumzerrern, desto zufriedener fühlt sie sich.“

Eines Tages — nachdem er's eine Weile von sich geschoben hatte — machte Karl Bedekind sich wirklich auf den Weg nach der Marienstrasse. Es war nach sieben Uhr und noch das volle Großstadt-leben in den Straßen. Die Arbeiter strömten aus den Werkstätten, die Speisehäuser, Vergnügungslokale, Theater füllten sich. Was sich den Tag über hart geplagt und geheißt hatte, das suchte in ein paar Abendstunden dem Leben eine heitere Seite abzugewinnen, die erschöpften Nerven durch scharfe Reizmittel aufzuwecken, Mühe und Sorgen in wohlthätigen Genüssen zu vergeßen.

Unruhig und bestommen ging Karl zwischen all den eiligen Menschen dahin, mit zögernden Schritten, je näher er seinem Ziele kam.

Ein paar mal reckte er sich, als wär ihm die Brust zu eng. Seine erste Liebe . . . und so —!

Ein seltsames Wiedersehen. Er hätte es ihr gern erspart. Und wer weiß, ob sie sich wirklich freute, ob Hubert nicht ein Nachwort gesprochen hatte, ehe sie sich dazu verstanden hatte, Karl zu sehn.

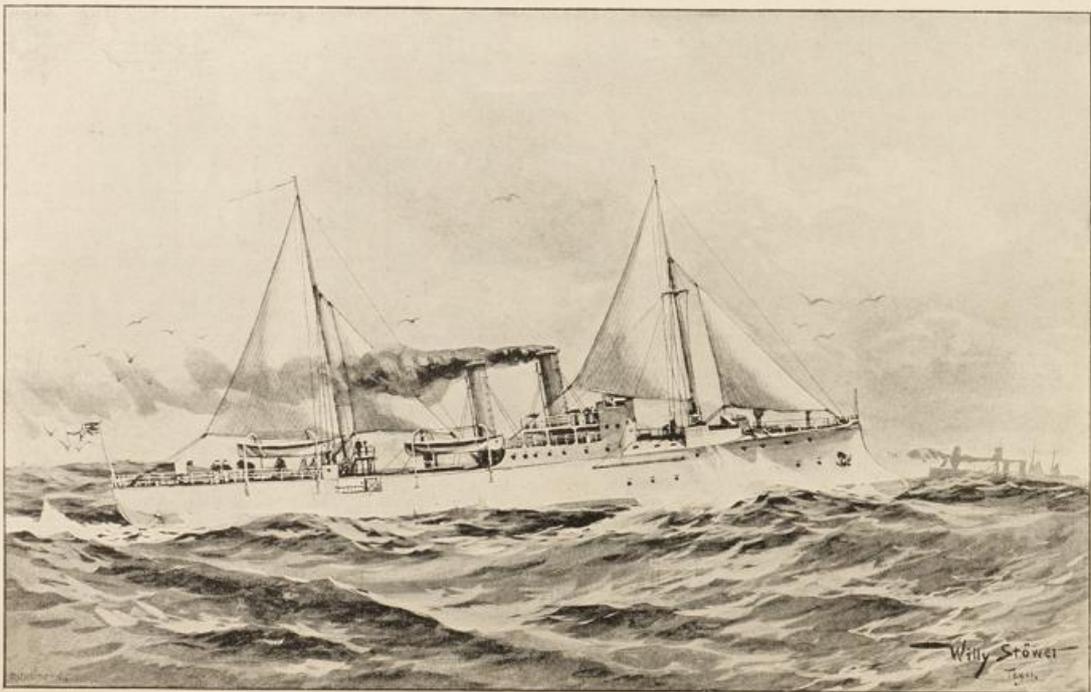
Nun stand er vor dem kleinen Laden, zu dem ein paar Stufen hinaufführten. Die Glashür war zur Hälfte mit einer undurchsichtigen bunten Gardine verhängt.

Er versuchte, darüber hinweg einen Blick in das Innere des kleinen Raumes zu thun. Aber die Obertheile einiger Schränke und Repositorien, die er zu übersehn vermochte, befriedigten seine unruhige Neugier nicht.

Es fehlte noch eine Viertelstunde an acht, dann wurde vermutlich das Geschäft geschlossen. Damit sollte er die Zeit totschlagen? Er fand eine ganze Weile vor dem Schaufenster und sah sich den billigen Tand an, der, nett und geschmackvoll geordnet, die Käufer heranlocken sollte. Dann trat er mit einem plötzlichen Entschluß ein. Die Thürklingel meldete ihn mit gelendem Klang.

Es war gerade ziemlich viel zu thun. Ein halb Duzend Leute standen und warteten. Johanna hatte nicht einmal Zeit, den Neuangekommenen zu beachten. Er blieb im Hintergrunde stehn und sah ihr zu.

Müdig und ernst bewegte sie sich hin und her hinter dem Ladentisch, blühte sich oder langte empör,



Von der deutschen Arzteslotte: Top der neuen Kanonenboote „Alte“ und „Däne“ unter Dampf und Segel. Originalzeichnung von Willy Stöwer.



Šoplot. Uádý dem Gemálde von Eduard Grúgner.

Copyright 1887 by Franz Hanfstaengl, München.

öffnete und schloß Fächer und Kästen, alles ohne Hast und Heberelung, mit einer schönen, stillen Sicherheit, einer sanften, weichen Grazie, die dem Auge wohlthat.

Dann hörte er auch ihre Stimme wieder, und die kurzen, geschäftlichen Fragen und Antworten klangen aus ihrem Munde nicht einmal trivial. Immer lag das Interesse, das sie der einfachsten Sache entgegenbrachte, ihr Wunsch, die Leute zu befriedigen, ihre persönliche Liebeshüftigkeit darin und erhob alles. Er glaubte und verstand es wohl, daß sie eifrigen Zuspruch hatte, und daß besonders die Schulkinder ihr gern alle ihre Groschen für Federn und Beste und Meie und Zeichenpapier ins Haus trugen. Sie hatte so etwas Warmes, Mütterliches.

Ein wenig blaß sah sie aus und abgepaunt in ihrem dunkeln Kleide, nachdem sie so den ganzen Tag auf den Füßen gewesen war. Das blonde Haar trug sie glatt geschneitelt, die schöne, hohe Stirn frei. Immer hatte er gefunden, daß sie der Holbeinschen Madonna des Bürgermeisters Meyer glähe in ihrer schlanken, innigen Weiblichkeit. Diese Keuschheit war jetzt noch viel vollkommener geworden.

Ein kleiner Bürsche in einem armenigen Wämselein hatte lange und unschlüssig in einem Stroh Silberbogen gewischt, die sie ihm vorgelegt. Nichts von der Neu-Kuppiner Herrlichkeit schien ihm würdig genug des Preises, den er trauhaft mit den roten, schmutzigen Fingern umschloß und hielt.

Endlich wandte sich Johanna wieder an ihn. Sie beugte sich hinüber, streich ihm faust über das struppige Haar und brachte durch freundliche Fragen heraus, daß es „Soldaten“ und „der Kaiser“ seien, wonach sein Herz stand.

„Sie, ein Zimmermannsblei wolt' ich,“ brummte jetzt der Pöhl eines jungen, stämmigen Gesellen, der sich augenscheinlich zurückgesetzt fühlte gegen den kleinen Parvoten. „Ich sieh' hier schon 'ne ganze Weile, Madam. So viel Zeit hab' ich nicht.“

Nachig hob Johanna die dunkelbraunen Augen. „Es geht nach der Reihe,“ sagte sie; „der Kleine war eher da.“ Sie legte dem Gesellen das Gewünschte vor. Er wählte, kramte, schien sich so recht im Hebergewicht zu fühlen in seiner Breite und Muskelkraft dieser schmächtigen Frau gegenüber. Eine Weile murmelte er noch allerlei in den Bart. Dann bezogte er und ging. Auch der kleine, dem Johanna noch einige Holzschreiber in die Hand gedrückt hatte, opferte seinen Nidel und zog in einer trunkenen Glühelikeit ab.

Jetzt war die Reihe an Karl. Er trat heran und grüßte. Er hatte sich einen Scherz ausgedacht während des Wartens. Ihr kamen den Tag über so viel fremde Gesichter vor. Ob sie ihn wohl erkennen würde mit seinem blonden Vollbart, in seinem leichten Embonpoint?

„Sie wünschen?“ fragte sie höflich. „Schreibpapier haben Sie wohl in guter Sorte?“ Sie stuzte, sah ihn scharf an, schien ihrer Sache noch nicht ganz sicher. „O gewiß —“ sagte sie dann zögernd.

Sie wandte sich um, kramte eine Weile wie unschlüssig in allerlei Schubfächern herum — Karl schien's, als wenn ihre schlanken, bläulich-weißen Hände leise zitterten — und plötzlich kehrte sie ihm ihr Gesicht zu und sah ihn fest und mutig an.

„Ja, Sie sind's,“ sagte sie und wurde schnell hintereinander blaß und rot. „Aber ich hätte Sie nicht erkannt, wenn mir Hubert nicht gelagt hätte...“

Er reichte ihr über den Ladentisch die Hand. „Ja, ich bin's,“ sagte er. „Ich habe mich also verändert?“

Sie lachte, und nun stand auf einmal die ganze innige Heiterkeit auf ihrem Gesicht, die er auf ihrem Bilde so bewundert hatte. „Wissen Sie denn nicht mehr — Ihren Aneinamen? Sardelle — das vaht doch nicht mehr auf Sie? — Aber nicht wahr, mit dem Einkauf hat's keine Eile? ... Bitte, treten Sie näher...“

Sie schlug eine Klappe des Ladentisches zurück und ließ ihn durch diese Passage in den schmalen Gang eintreten. Dann öffnete sie eine Glastür, bat ihn, im Wohnzimmer Platz zu nehmen, und blickte, da im Augenblick die Glocke ertönte, mit einer schnellen Entschuldigung in den Laden zurück.

Karl Webedind atmete auf. Gott sei Dank, jetzt hatte er Zeit, ins Gleichgewicht zu kommen!

Im ersten Moment war's ihm peinlich gewesen, sie „Fräulein Johanna“ zu nennen. Heberall stand das Gehehene süß, fachelig, verhänglich zwischen ihnen. Heberall fürchtete er anzuklopfen, sie zu verlegen, zu beschämen.

Aber — noch einmal Gottlob! — sie war ja gar nicht die gekrümmte, bähenne Magdalena! Ihre Ruhe und Sicherheit ging wohlthätig in ihn über. Voll Interesse sah er sich in dem Zimmerchen um, in dem alles anheimelnd war, sauber, gepflegt. Möbel und Dielen glänzten wie Kasanien, die eben aus der facheligen Hülle gesprungen sind. Die Lampe auf dem runden Tisch brannte mit reinem goldigen Licht. Die weiße Decke, die über den Tisch gebreitet war, schien eben frisch gestärkt und geplättet. Ein Sträußchen von Nelken und Veilchen stand in einer Vase von blauem Glase und duftete süß nach Frühling. Jemandes mühten auch Kessel stehn. Wichtig, in der Porzellanale auf dem Vertiko! Und nun wurde ihm alles auf einmal wieder ganz vertraut. Das waren ja die alten Göttinger Möbel, die ihre Mutter mit in die Ehe gebracht und ihr vererbt hatte.

Nichts verriet den großen Wechsel in ihrem Leben, nichts das Dasein eines Kindes. Ja, doch: dort in der Fensterecke der kleine Tisch mit dem Stühlchen davor, die paar beschiedenen, wohlgeordneten Spielsachen.

Karl Webedind that die Augen fort und mußte doch wieder hinblitzen. Wie hübsch das war, das Binkelchen! Wie's das Stüßchen erst gemütlich machte!

Nun fiel ihm auf einmal Huberts ddes Zimmer ein. Da begriff er's, daß dieser Stimmungsneusch, der bei aller Kraft und Schroffheit doch weich und liebebedürftig und Järllichkeit-beißend war wie ein Kind, diesen warmen, sicheren Schlafwinkel brauchte, um sein hartes Kampfleben zu ertragen.

Nur wunderte er sich — wie die Sachen einmal lagen —, daß er so weit ab von diesem friedlichen Nest sich einquartiert hatte. Es war ja beinahe eine Tagreise bis hierher. Wie selten konnte er sie leben!

Da ging die Klingel wieder. Er hörte, daß die Thür geschlossen und die Kollajouste herabgelassen wurde. Dann trat Johanna ein und bat ihn, da er noch in seinem dden Heberzieher soß, abzulegen.

Während er es that und sie ihm behilflich war, den schweren Rock an einem Niegel an der Thür aufzuhängen, sagte sie heiter: „Sie haben Glück. Heute abend, hoff' ich, wird Hubert kommen.“

„Kommt er denn nicht täglich?“ fragte er, sich wieder legend.

„Ach nein,“ — ein Schatten flog über ihr Gesicht — „er hat so selten Zeit.“

„Arbeitet er denn den ganzen Tag?“

„Wie es kommt, je nach der Stimmung, lieber Herr Doktor. Und damit ist's unberechenbar. Aber wenn er lange nicht hier war, so weiß ich wenigstens: er ist im Juge, es glüht ihm. Und dann — wie sehr ich ihn auch entbehre, bin ich doch froh.“

„Wenn er dann wiederkommt, ist er wohl sehr vergnügt?“

Sie hatte sich ihm gegenübergeleht und sogleich eine Handarbeit vorgenommen, einen kleinen, roßigen Wollstrumpf. „Vergnügt?“ sagte sie aufsehend, nachdem sie bedächtigt eine finkende Nahe aufgefunden hatte, „Sie kennen ja Hubert. Immer nur seine Arbeit. Und nie zufrieden mit sich. Lieber Gott, das ist wie ein ewiges Feuer, ein innerer Vulkan. Mir ist manchmal, als erlebe ich einen Bergsturz, oder einen Gewittersturm, oder sonst was Großes, ein Naturereignis... Man zittert und beb't förmlich. Von Vergnügtsein ist da nicht viel die Rede.“ Sie lächelte. „Aber darauf kommt's ja auch nicht an. Wenn ich ihn nur alles vom Halse halten könnte, Mergel und Sorgen... Das quält ihn ja tausendmal mehr wie andre Menschen...“

„Natürlich.“

„Ich bin schon froh, daß er mich manchmal das Abschreiben besorgen läßt oder das Korrekturlesen...“

„Dazu finden Sie auch noch Zeit, Fräulein Johanna?“

Mit leisem Schreck bemerkte er, daß sie bei dieser Anrede errötet war und stumm und eifrig fortstridte.

„Bitte, Herr Doktor,“ sagte sie nach einer Weile leise, „nennen Sie mich doch nicht „Fräulein.“ Ich

komme mir gar nicht wie ein „Fräulein“ vor als Helrens Mutter.“

Er verneigte sich. „Vergehen Sie,“ murmelte er verlegen. Seine kurze Pause entstand, in der er nur die Nadeln eifrig klappern hörte. Dann sagte sie ruhig: „Und Sie sind fort vom Gericht, Herr Doktor? Damals — in Göttingen — hatten Sie Lust, zur Staatsanwaltschaft zu gehn, nicht wahr?“

„Jawohl. Aber, sehn Sie... ich hab' in der Praxis ein paar Fälle erlebt... nein! Solange wir so im Dunkeln tappen, fühl' ich mich zum Ankläger nicht berufen.“

Sie nickte ihm herzlich zu. „Wenn man den Menschen doch in die innerste Herzkammer hineinleuchten könnte,“ scherzte sie. „Und da wollen Sie also Rechtsanwalt werden?“

„Ja. Ich denke, das liegt mir besser. An Leuten, die mit wahren Vergnügen und streng nach dem Buchstaben die Böde herauspüren und ans Messer liefern, damit die brave Herde der Wohlhabenden und deshalb Wohlgefinnten ungestört weiden und wiedererkämen kann — an denen ist ja kein Mangel.“

„Nein,“ murmelte sie, und ihr freundliches Gesicht verfinsterte sich; „angelangt und verteilt wird einer schnell. Jeder glaubt ja lieber das Böse vom andern.“

„Und, sehn Sie, ich gehöre zu den komischen Käuzen, die sich einbilden, die meisten Menschen wären lieber gut als schlecht, wenn sie nur dürften. Einfach, weil „glücklich“ und „gut sein“, das heißt nach den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft leben, für mich ein und dasselbe ist.“

„Ja,“ stimmte sie zu, „es wird ja manchem geradezu unendlich gemacht, sich durchs Leben zu schlagen, ohne daß seine Nachbarn rechts und links Pöffe und Stöße abfragen. Wenn man weiß, wie die armen Leute oft leben... eingespart wie die Deringe, manchmal keinen Bissen Brot im Haus, und jeder schämt sie an und muß ihre Not aus — da ist's ja kein Wunder, wenn sie sich mit Gewalt nehmen, was ihnen freiwillig keiner giebt. Ein bißchen Glück, ein bißchen Wohlleben will doch jeder haben. Gott! Und oft die kleinen Vergehen — und die harten Strafen!“

Er merkte, sie sprach für sich selber, indem sie eine allgemeine Bemerkung auszusprechen schien. Arme Mimose, dachte er, was magst du ausgehalten haben!

„Strafen!“ rief er. „Ja, das ist auch so ein Kapitel. Wir sind allzumal Sünder! Heberhaupt — der, den die Strafe bessern würde, bei dem ist sie eigentlich überflüssig. Bei dem wär' ein Erlass seiner Strafe viel wirksamer.“

„Und einer, bei dem sie nutzlos ist,“ warf sie mit traurigen Lächeln ein, „wozu packt man sie dem auf?“

„Ganz recht!“ rief er, errote über ihre Verständnis. „Und sehn Sie, Johanna, wenn ich's nur einer Handvoll erpare, als „Gebrauchsmarte“ herumzulaufen, wie mit einem Stein um den Hals —“

Johanna erhob sich und reichte ihm die Hand.

„Sie sind ein guter Mensch,“ sagte sie herzlich.

Im Nebenzimmer rief ein verfluchenes Stimmchen: „Mama!“

„Da ist er doch wach, der Schelm,“ sagte Johanna lächelnd. „Er ist vorher über seinem Stüppchen eingeschlafen. Sie müssen schon entschuldigen. Die Milch steht noch auf dem Feuer. Ein Viertelstündchen, und das Kerlchen ist abgefüttert und schläft wieder.“

(Fortsetzung folgt.)

Lasset die Kindlein zu mir kommen!

(Schrift der Abbildungen Seite 140 und 141.)

Von allen Neleombestrebungen unßer reformfähigen Zeit, der es mit einem Male an allen Ecken und Enden zu eng geworden ist, bezeugt wohl keine unter den werksichtigen Förderer und Helfen so vielen und warmen Sympathien wie diejenige, die auf eine Umgestaltung und Erneuerung der geistigen Nahrung für die Jugend gerichtet ist. Es giebt sogar viele Entwürfen, die in der geistigen Heranbildung und Entwicklung der Jugend durch einen sorgfältig ausgewählten Ausdammungs- und Verstoff geraden das sicherste Mittel zur Lösung der sozialen Frage auf friedlichem Wege erblicken, und wenn erhabene Sozialpolitiker auch über diese optimistische Auffassung von der Bestörungskraft finstere Gewalten lächeln werden, so

darf in einer Zeit, wo alle, selbst die stärksten Mittel versagt haben, doch auch ein Versuch mit einem Mittel gemacht werden, das sich sanft und mild den Augen und Ohren von Kindern einmischt, die durch Verwahrlosung, Not, häusliches Elend oder vielleicht gar barbarische Behandlung mißtrauisch und furchtbar geworden sind. Selbst in der ärgsten Not jauchzt ein Kindergemüth frohlich auf, wenn ein buntes Bild gezeigt oder eine schlichte Erzählung vorgetragen wird, die dem kindlichen Sinn verständlich ist.

Die Pagine des Kindes nach einem bunten Schauplatz ist allmählich durch die Vernehmung der Arbeiterbevölkerung in den großen Handels- und Fabrikstädten so lebhaft geworden, daß bunte Industrieführer auf den Gedanken gekommen sind, durch Massenproduktion von Schandmalen jene Pagine zu befriedigen. Durch allerlei Kanäle, die sich den Augen der Öffentlichkeit entziehen, durch die Vermittlung gewinnthätiger Schreibwarenhändler gelangen Erzeugnisse verdächtigster Literaturen und Zeichner in Millionen von Exemplaren in die Hände der Schuljugend, deren Empfindlichkeit dadurch freiwillig abgestumpft und später durch edle Werte des Kunst- und Pädagogik nicht mehr geweckt werden kann.

Die Reform in der Jugendliteratur richtet sich aber nicht allein gegen die Massen vergrößerter Schandproduktion, sondern auch gegen die Künstler, Schriftsteller und Verleger, die den Augen der kleinen und großen Jugend alles höchst, geistig und unanständig präsentieren wollen und der Meinung sind, daß die Schule des Lebens zu vollenden habe, was in der Lehrstunde zu lernen verflücht worden ist. Aber auch gegen diese optimistische Ansicht, die wir durchaus nicht verwerten möchten, wendet sich jetzt eine Opposition, die ebenfalls viel zu ihren Gunsten vorbringen kann. Den Kindern sollen diese, alsbald für Beschäftigungstrieb gemacht ist, die Augen für ihre Umgebung geöffnet werden, und wenn man sie auch vor dem Falschen und Schlechten möglichst hüten muß, soll man ihnen die Wahrheit nicht gefühllos vorenthalten und ihnen nicht ein schönes Schein vorzeigen, nach dem eine Enttäuschung desto schmerzlicher wirkt.

„Die Wahrheit in der Kunst!“ lautet jetzt die Parole, die von vielen Seiten für die innere und äußere Gehaltung unserer Jugendliteratur ausgesprochen wird, und einer der ersten, die sie sich zu eigen gemacht haben, ist der Verlagsbuchhändler J. H. Steinlapp in Duisburg, der sich verbunden hat mit Edward Kämpfer, einem der Düsseldorf'schen Schule entsprossenen Künstler, den wir seit Jahren als einen Geistes- und Charakterer von gesundem Realismus und uninger Wahrheitstriebe schätzen. Als Generalrevisor hat er sich besonders in Schilferungen aus dem Kinderleben hervorgethan, und die Kinder stellt er auch in den Vordergrund seiner Kompositionen, die er unter dem Vorzeichen des Evangeliums „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, zu einer wahrhaft herzerquickenden und erfrischenden Festgabe für christliche Familien beider Bekenntnisse zusammengeliefert hat. Auf dreizehn Bildern, die mit feinem Gefühl für die Grenzen der lithographischen Technik und für das Kindern faktische Zugängliche in Farbenbraut ausgeführt werden sind, und in einer Reihe von sachlichen Textillustrationen und Randverzierungen führt er den Kleinen das Ebenmaß des Heilandes von der Verkündigung an die Hirten bis zur Dinnmchkehr vor Augen, immer bemüht, das Dogmatische und Ueberflüssige fernzuhalten und nur das dem Kindergemüth leicht Faßliche zum Gegenstand seiner Darstellungen zu machen, die sich ebensolcher von süßlich-sinnlicher Schönarbeit wie vom grob Naturalistischen der modernen Schule fern halten. Es ist, als ob ein starker Strom von Geistes Düren und Gramad auf den Künstler übergegangen sei; denn trotz des orientalischen Grundcharakters der Bilder weht uns aus ihnen der warme Hauch echt deutschen Empfindens, traulich deutschen Familienlebens entgegen. Die junge Mutter mit dem lieblichen Wänder im Schoß, der kleine und der große Heiland und die sorglos-frohen Kinder, die sich voll von pärtlicher Liebe an den väterlichen Freund klammern oder ihm bei seinem Einzug in Jerusalem klammertreu den Weg bahnen, — sie alle sind echt deutsche Mundstücke, die uns heimlich-vertrauten Gesichts anläßeln. Alle tragen aber einen individuellen Zug, der darauf hinweist, daß der Künstler mit vollen Händen aus der ihm umgebenden Natur geschöpft hat. Auch die begleitenden Erzählungen in Prosa und Versen von G. Steinlapp, die sich eng an die Gongsellen schließen, sind von demselben Geiste schlichter Wahrheit erfüllt, so daß sich Bilder und Text zu jener edlen Harmonie verdameln, die erst das Gepräge eines wirklichen Kunstwerkes ausmacht.

Hans Holtenberg.

Die Pariser Berufsbedtler.

Eugen v. Zagow.

Die Bettelerei kann in Frankreich, wie in andern Ländern auch, erst wirklich bekämpft werden, wenn die gesellschaftliche Organisation so weit vervollkommen ist, daß allen Arbeitslosen sofort Arbeit geschafft wird, daß alle Arbeitsunfähigen, Kranke, Kinder und Greise, jederzeit versorgt sind. Hat man auf diese Weise die Arbeits-

unfähigen, die von Richepin und ähnlichen Dichtern verheerlichen Landstreicher von den wirklich Hilfsbedürftigen, deren Schmarotzer sie so recht eigentlich sind, abgeleitet, so wird es sehr leicht sein, dem Berufsbedtlerum den Garaus zu machen. Der eine Teil wird ins Irrenhaus geschickt werden, der andre durch Verweigerung von Almosen und durch sonstige Zwangsmittel zur Arbeit angehalten werden. Eine der Hauptursachen der Arbeitslosigkeit und des Familienelends ist überdies der Alkoholismus, dessen Statistik den Franzosen unter den Völkern Europas bereits den wenig beneidenswerten zweiten Platz anweist. Seine energische Bekämpfung wird zur Verwirklichung des von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbten Ideals „eine Bettler mehr!“ am meisten beitragen. Doch einstweilen ist der Berufsbedtler in Frankreich, und zumal in Paris, eine Thatache, mit der man rechnen muß. Er ist, wie ich schon hernach, recht eigentlich der schamlose Schmarotzer der verarmten Armen.

Honor ich mich mit den verschiedenen Klassen und Klassen des Berufsbedtlers befaßte, zunächst einige Worte über seine „Jahnt“ und deren Einrichtung. Das ist in der That vielleicht die einzige „Jahnt“, die es in Frankreich noch giebt, mit selbstthätigen Sägungen, die beispielsweise das Recht verleiht, nicht nur nicht bestrafe, das heißt nicht betrummelt, sondern sogar berufsmäßige Bettler vom Betriebe des edeln Gewerbes in ihrem Geir, beispielsweise vor dieier oder jener Bedtlerische, auszuscheiden. Eine Uebertretung jener Sägungen ist viel seltener als die des siebenten Gebotes und wird von den Geschädigten und deren Geschäfts-fremden alsbald mit der Klage oder andern gefährlichen Waffen unbarbarisch geahndet. Vor kurzem kam es vor der Kirche von Saint-Germain-l'Auxerrois zu einem heftigen Kampfe, wobei sich mehrere Kinder zutrugen: Hände wurden schand und verletzten Knien, die plötzlich ihr zweites Heim wieder fanden, die Augen ausgetreten, bis der Schweizer, mit seiner Helfferin aus der Kirche herbeieilend, den Frieden wieder herstellte.

Die Berufsbedtler haben zwar keinen Justizminister, aber dafür Agenturen, die das Geschäft vereinfachen, die Bettler in Sold nehmen, zu den Festtagen und bei andern großen Gelegenheiten Hülstruppen aus der Provinz verschreiben und ihre Kriegskassen an diejenigen Punkte der Weltstadt werfen, wo die überdies Scholherde am dichtesten ist. Nach bedingter Schur erhebt die Agentur ihre Aufgaben und sorgt für die Befolgung und Unterhalt ihrer Gäste. Neben diesen Vermittlungsgeschäften giebt es auch eine Bettlerbörse, wo unter andern gute Plätze gehandelt und verkauft werden, denn wie im allgemeinen der Franzose, so hat im besondern der durch und durch konservative französische Bettler die höchste Achtung vor erworbenen Rechten. Derartige Plätze können natürlich auch vererbt werden oder als Mitgift dienen. Ein im Paris ergaunter, „arbeits-müder“ Bettler beispielsweise will in einem seiner Häuser von seiner Reute leben, und so giebt er dem dem Schmeigler seinen Platz, kein „Amt“ vor der Madeleine, das den Brautidol vollkommen überflüssig macht. Wo giebt es in der weiten Welt einen Beamten, der dies höhere Beispiel nachahmen und nach seiner Verabschiedung den Schmeigler an seine Stelle zu legen vermöchte?

An der Bettlerbörse, die, wie so viele andre, im Freien abgehalten wird, sind auch Listen fest, welche die Namen der Anstellungsverdienten enthalten. Nicht etwa nur trodene Namen und Bestimmungen, nein, Alles, was zu wissen notwendig ist, um Herrn X und Frau Y über ihre Ehe zu haben. Die nachfolgenden Beispiele werden eine sichere Vorstellung von dem Inhalt eines solchen Vademecum geben: „A. S., Holzkant. Wohnte lange Zeit in N. und stand dort an der Spitze einer großen Fabrik. Sagen Sie, daß Sie beim Tode Ihres Mannes Ihr Vermögen verloren, daß Sie Kinder haben und so weiter. Sie können Ihre Miete nicht bezahlen, dann giebt er. Spätestens 7 Uhr morgens zu ihm gehen.“ — „Doktor W. Vortrefflich. Giebt 20 Franken.“ — „Doktor S. Gut. 5 Franken.“ — „Frau N. Priestlich. Geben Sie sich für die Witwe eines Müllers aus, der ihren Mann gut gelannt hat. Kündigung Ihrer Wohnung einschicken, aber nicht unter meinem Namen. Habe zweimal 20 Franken und einmal 10 Franken erhalten.“ — „General V. . . . Merkmal. Habe ihn vorigen Januar mit 20 Franken hineingelegt. Weinen Sie.“

Ueber die Strafenbedtler nur wenige Worte; sie sind in allen Großstädten, deren Polizeibehörden sie sich trefflich anpassen verstehen, ziemlich dieselben. Die blinden Bettler von Paris sind jedenfalls fast alle lebend. Ich kenne etliche Bettler, deren Eigentümlichkeit es ist, ihnen als Stecken und Stab zu dienen. Zurzeit säßt sie ihren dritten „Minden Gatten“ durch die Straßen, da sie sich mit den beiden andern bei der Teilung des Raubes entzweit hat. Um den Knippel mit einem Arm oder ohne Arm zu spielen, mietet man eine mechanische Vorrichtung: 20 Franken Pfandgeld, einen Franken Tagesmiete. Den Einbeinigen kann man dagegen ohne sonstige Vorrichtung spielen. Von zwei Prädern, die im Kriege verwundet sein wollen, verbißt der eine den Unterhosen, indem er ihn hinten emporschiebt und am Oberhosen befestigt, wodurch ein Stummel entsteht; der andre läßt mit atrotatenschem Gesicht, — ich weiß nicht, wie — das ganze Bein verschwinden.

Beide verdienen täglich 20 bis 22 Franken, abgesehen von dem gekauften Brote, das sie regelmäßig an einen Hundebettler verkaufen. Mir ist ferner ein Berufsbedtler bekannt, der auf den großen Boulevarde neun Monate lang ein einbeiniges Tafein führt und während der drei andern Monate in einer von Vadoert zu Vadoert wandernden Truppe erster Tänzer ist. Ein anderer Einbeiniger bettelt in Paris und wohnt wie ein behäbiger Bourgeois in der Umgegend, wo man ihn für einen Beamten des Justizministeriums hält. An Laubstümmen, die ihre Sprache wiederfinden, wenn es Schnaps und Whisky zu bestellen gilt, fehlt es so wenig wie an solchen Bettlern, die Krandheiten heilen, mit Vorliebe den Bettstanz und die Epilepsie. Und „der arme Arbeiter ohne Arbeit“, „der ehemalige Militär“, der Unzufriedene, der im Winter keine wollenen Unterjacken unter Lumpen oder fadenhässlichen Stoffen verbißt und jämmerlich mit den Fingern klappert, oder jener andre, der Geld verlieren zu haben vorzieht und heult und klagt, — das sind Bettlerstippen, denen wohl schon jeder begegnet ist. Während der großen Winterfälle des Jahres 1890 hatte man in den Hallen des Marsfeldes 700 Arbeits- und Tbdache von Staats wegen beherbergt, bewahrt, beheizt. Eine wostkätige Anzahl bot ihnen täntlich Wohnung, Nahrung und einen freien Vormittag, um sich Arbeit suchen zu können, unter der Bedingung, daß sie nachmittags Holz spalten. An dritten Tage war die Legion zu einem Gassen von elf Mann zusammengeschlossen — das Betteln ist eben beuener und bringt mehr ein! Ein neuerer Bettlerkniff besteht in folgendem: Vor einem Commisshalterplatz werden die Damen — besonders, wenn sie einhändig sind — von einer angeblüh in ähnlicher Lage befindlichen, anfänglich gekleideten Dame, die ihre Geldbörse vergraben hat, um das nötige Almogeld (15—30 Centimes) angegangen, und kellen umloht.

Die Ausbeutung der Günstigkeit und frommer Gemeindeglieder wird in der Hauptstadt der Kirchenbettelerei selbstverständlich schonungslos betrieben: man möchte wohl eine milde Ehe in eine regelmäßige verwandeln, kein Kind lauten lassen, aber es fehlen die Mittel dazu — und Geld und Kleidung wird den vermeintlichen Opfern der unvollkommenen Gesellschaftsordnung reichlich gespendet. Wenn diese ihr Verpfunden hielten, würde manches ihrer eignen oder gemieteten Kinder ein dagesmal und häufiger gekaut worden sein. Die nachfolgende Geschichte diene als würdige Krönung des weiter oben Mitgeteilten: Ein Geschickler wird in die Dachkammer eines Sterbenden gerufen, um ihm den letzten Trost zu spenden. Er findet indessen nur noch einen Loten, vor dessen Bett eine die Hände ringende Witwe lieut. Nachdem er diese gerührt, ihr ein Goldstück in die Hand gedrückt und neue Spenden zur Beirtragung der Begräbnis-kosten versprochen hat, verläßt er die Stätte der Trauer. Auf der Straße bemerkt er, daß er seinen Schirm vergraben hat, kehrt zurück, öffnet, ohne anzuklopfen, und siehe da! als ein neuer Lazarus sitzt der Loten am Tisch und leert mit seiner untröstlichen Witwe — vermutlich auf die Gesellschaft des frommen Spenders! — eine Flasche Burgunder.

Gaetano Donizetti.

Zu seinem hundertsten Geburtstag.

Das glänzende Dreigestirn, das bis zu den vierzig Jahren dieses Jahrhunderts die italienische Opernbühne beherrschte und den Ruhm derselben in die gesamte gebildete Welt hinausstrahlte, Rossini-Donizetti, hatte etwas von dem Wesen eines Meteor an sich — es trat am Firmament hervor, blendete die Augen der Zeitgenossen und war verschwunden, bevor diese sich Rechenschaft darüber abzugeben vermochten. Jeder der drei Tonmeister entfaltete eine flammeuwerte schöpferische Tätigkeit, und doch war keinem derselben eine längere Zeit des Wirkens zugemessen: Rossini legte sich vom Jahre 1829 an mit siebenunddreißig Jahren selbst Stillzuziehen auf, Bellini starb 1835, kaum einunddreißig Jahre alt, und Donizetti Geist unmaachte sich vom Jahre 1844 an, bevor der Maestro volle siebenunddreißig Jahre zurückgelegt hatte. Er war somit der einzige, der als noch thätiger Geist in die Zeit hinübertrug, in der sich in der italienischen Oper ein Wandel zu vollziehen begann, und der leichte und gefällige Melodienfluß einer klumigen, eleganten und sentimentalischen Musik allmählich dem ernsteren und geistigeren Wesen einer mehr und mehr nach Charakterkraft und dramatischem Ausdruck ringenden Behandlungsweise weichen mußte.

Donizetti hat mehr als sechzig Opern hinterlassen und in denselben eine ungemeine Vielseitigkeit entfaltet, er hat das türkische Drama von seiner ernsten und heiteren Seite gepflegt und, wenn im allgemeinen auch den Boden der heimischen Schaffensweise nicht verlassen, doch versucht, dem Wesen der französischen wie der deutschen Oper entgegen zu kommen. Auf der Bühne seines Heimatlandes hat er sich mit einer größeren Zahl von Werken befaßt, auf der ausländischen mit etwa acht bis neun, mit diesen aber in einer ziemlich festen und unerlöschlichen Weise. Es zählen zu denselben vor allem die drei komischen Opern

„Der Liebestrank“, „Die Regimentstochter“ und „Don Pasquale“ und von ersten „Lucia von Lammermoor“, „Lucia von Chamisso“, „Die Favoritin“, „Don Sebastian“, denen man vor einigen Jahrzehnten noch „Bellini“ hätte anreihen können. Unfraglich sind die wertvollsten darunter die komischen Werke, die sich ihre volle Lebensfrist bis auf den heutigen Tag gewahrt haben und als ungehinderter Besitz der Bühne wohl auch auf die Zukunft übergehen werden.

Ihr Urheber erblickte das Licht der Welt in dem malerisch am Fuße der italienischen Alpen und Dolomitalpen in fruchtbarem Hügelland gelegenen Bergamo. Sein Vater hatte ihn zur juristischen Laufbahn bestimmt, er selbst wollte Künstler werden, das Schicksal machte ihn zum Musiker. An dieser Wendung der Dinge trug wohl die Donatisterei der in Bergamo lebende Komponist Simon Mann, ein geborener Theatler, der in jungen Jahren schon seine Heimat — Jünglingsstadt in Bayern — verlassen hatte und über die Alpen gezogen war, um dort sein Glück zu suchen. Wie später Elio Nicolai ging er ganz in dem Geiste der italienischen Musik auf; nur lehnte er nicht wie der glückliche Urheber der „Vestigen Weiber“ nach Deutschland und zu der berühmten Meise zurück, sondern blieb zutiefst in dem Lande seiner Wahl, dort als unerbittlich fruchtbarer Opernkomponist wie ein eingeborener Tonmeister geschätzt und verehrt. Als Schüler Kapris wandte Donizetti sich indes nicht dem Gebiete der Opernkomposition zu, sondern studierte zunächst den Kirchengesang und schrieb Messen.

Dieser Richtung blieb er getreu, als er seine Studien in Bologna unter Vater Mattei fortsetzte. Den Weg zur Bühne fand er erst nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, doch sollten immerhin noch mehrere Jahre vergehen, bevor er sein erstes Bühnenwerk, die Oper „Giovanni di Sordani“, in Venedig zur Aufführung bringen konnte. Obwohl das Werk freundlich aufgenommen wurde, mußten ihm noch neunzehn weitere folgen, bis mit der Aufführung des „Serbanten von Rom“ 1828 der Ruf des jungen Komponisten als gesichert gelten konnte. Die Aufmerksamkeit des Auslandes erregte er zuerst 1831 mit der für Mailand geschriebenen „Anna Bolena“, und es erhob sich nunmehr sein Stern bald zu heller Glorie; es entstanden in rascher Reihenfolge zwischen Venedig und Mailand fünf Opern, die längst der Vergessenheit anheimgegeben sind, die Opern „Der Liebestrank“ (1832), „Lucia von Lammermoor“ (1835), die von der italienischen Bühne wohl zu der des Auslandes vordrangen. Der gezeichnete Komponist wurde 1834 zum Kapellmeister und Lehrer der Komposition am Konservatorium in Neapel ernannt, erhielt 1836 auch die Professur des Kontrapunkts und 1838 die Ueberleitung der Anstalt. Der für Neapel geschriebenen „Lucia“ schloß sich im gleichen Jahr der zuerst in Venedig gegebene „Bellini“ an.

Donizetti war bereits im Jahre 1835 nach dem Auslande gegangen; er hatte in der italienischen Oper in Paris seinen „Maximo Jahari“ herangebracht, der sich indes, trotzdem in der Vorstellung künstlerische Kräfte von dem Range einer Weiß, eines Aubin, Tamburini und Lablache thätig waren, gegen die gleichzeitig dort erschienenen „Furianten“ Bellinis nicht zu halten vermochte. Um die Ehre, die er sich damals zugezogen hatte, auszuweichen, begab der Maestro sich im Jahre 1840 abermals nach Paris, diesmal mit günstigerem Erfolg, denn die in der großen Oper gegebene „Favoritin“ wurde ebenfalls beifällig aufgenommen wie die für die komische Oper geschriebene „Regimentstochter“, wenn beide Werke bei ihrer Erhauung nicht die Begeisterung erregten, mit der sie später in so reichem Maße bedacht werden sollten. Von Paris wandte Donizetti sich nach Wien, wo der gezeichnete Komponist zum k. k. Kammerkomponisten ernannt wurde, nachdem er in den Jahren 1841 und 1842 die beiden Opern „Marie von Kaban“ und „Linda von Chamisso“ für die damals noch regelmäßig stattfindende italienische Stagione des kaiserlichen Hoftheaters geschrieben hatte.

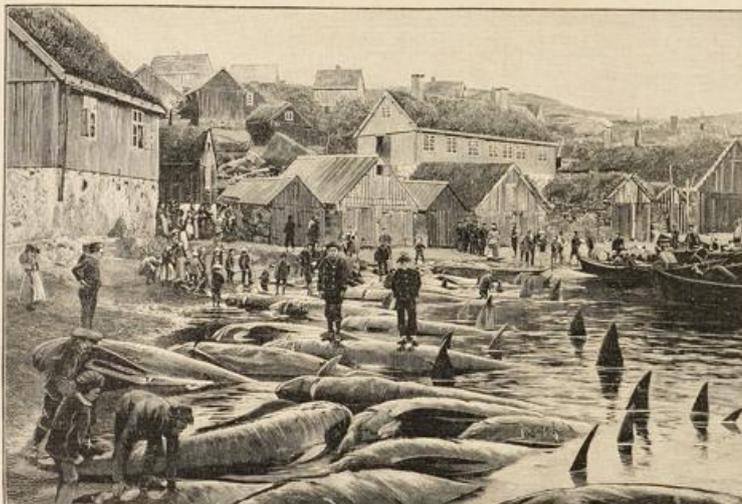
Zu Jahre 1844 brachte Donizetti die Oper „Matharina Cornaro“ in Neapel auf die Bühne und begab sich dann ein drittes Mal nach Paris, wo im Jahre zuvor sein

„Don Sebastian“ in der Großen und sein „Don Pasquale“ in der Komischen Oper erschienen waren. Hier sollte sein Schicksal sich entscheiden. Die ersten Spuren der Geistes- und Nervenkrankheit traten bei ihm während der Vorstellung des „Don Sebastian“ geistig hervor. Ein Zwist mit der Sängerin Stolz, die damals das Institut irrengeleitete, brachte, wie es heißt, bei dem sonst so sanften und freundlichen Mann einen förmlichen Wutanfall hervor, von dem er sich nur schwer erholen konnte. Dieser Zwischenfall übte indes ohne weitere Folgen vorübergehen zu sollen. Donizetti fühlte die alte Arbeitslust in sich erwachen, und er griff hoffnungsvoll auf sein Lieblingsprojekt zurück, den „Eganarelle“ des Rossini in einer italienischen Bearbeitung von Girard für die komische Oper zu komponieren, allein ihm, dem sonst so leicht und rasch schaffenden Meister, der Jahre hatte, in denen er drei bis vier Opern herangebracht, und der den „Liebestrank“ in vierzehn und den „Don Pasquale“ in dreizehn Tagen zu schreiben vermochte, wollte die Arbeit nicht mehr von der Hand gehen. Die Ärzte konsultierten zunächst eine gefährliche Nervenreizung, konnten sich indes bald der Ansicht nicht verschließen, daß ein unheilbares Gehirnlidie vorliege. Der unglückliche Kranke wurde in einer Irrenanstalt in Jerez untergebracht und später nach seiner Vaterstadt Bergamo übergeführt, wo er am 8. April jenseits Leben erlag. Sein Tod ging bei den Stürmen, von denen damals die Kulturstaaten Europas erschüttert wurden, fast unbemerkt vorüber. Von Donizettis tragischen Opern ist wohl am häufigsten

dem Tage, der sie geboren, auch wieder dahingegangen sind, hat sich doch eine Anzahl von ihnen als feiner Bestand des derzeitigen Opernschatzes erhalten, groß genug, um das Lebenswert eines Meisters auszumachen, und jedenfalls von hinreichender Lebenskraft, um sich von Gedächtnis zu Gedächtnis weiter zu vererben.

Zu unsern Bildern.

Der neue Bürgermeister von New York, Robert von Wood, dessen Portrait wir vorführen, ist holländischer Abkunft, indessen wanderte seine Familie schon Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Nordamerika ein. Im Columbia College studierte er Rechtswissenschaften und bestand 1880 sein Examen. Im öffentlichen Leben erhielt er zuerst 1880, und zwar als Gegner von Tammany Hall, der einflussreichen politisch-industriellen Clique, als deren Kandidat er jetzt gewählt worden ist. Die Schenkung machte er 1889 und wurde dann bei der großen Wählerverteilung, mit der stets der Wechsel im Amte des Bürgermeisters verbunden ist, mit einer einträglichen Richterstelle in City Court beehrt. Nach seiner Wahl zum Bürgermeister erklärte von Wood, der bei seinem Amtsantritt städtische Ämter mit einer Gesamtbezahlung von jährlich 250,000 Dollars zu verteilen hat, es werden alle Ämter nur mit tüchtigen Männern besetzt werden; Geburt und Nationalität sollten keinen Unterschied bilden. Anwieviel seine Versicherungen zu trauen ist, wird die Zukunft lehren.



Der Fang des Grindelmals auf den Särder.

Nach einer Holzschnittzeichnung.

die „Lucia“ gegeben worden; sie verdient diesen Vorzug jedenfalls als das fortreichste und am gleichmäßigsten durchgearbeitete unter den Werken der erwähnten Art. An künstlerischem Verdienst dürfte über die „Lucia“ nicht nachzusehen, doch bedingt sie zur Geltendmachung ihrer Vorzüge einer virtuellen Wiedergabe, die man ihr nicht immer zu teil werden lassen kann. Ähnlich in ihrem einzelnen Teile, umschließt die „Favoritin“ in ihrem beiden letzten Akten wohl das Wertvollste, was der Maestro in künstlerischer Hinsicht geschaffen. Der „Don Sebastian“ ist ganz im Geiste der französischen großen Oper gehalten und macht den von dieser Kunstgattung erforderten Reizeffekten etwas allzu große Zugehandlung. In der „Linda“ vermischt der italienische Maestro nicht ohne Glück, sich durch das Anschlagen immerer und tieferer Gefäßklänge dem Empfinden einer deutschen Juhörlichkeit zu nähern. Welchem von den komischen Werken man den Vorzug geben soll, ist schwer zu sagen. Der „Liebestrank“ und „Don Pasquale“ stehen hinsichtlich unter der Einwirkung von Rossini „Barbier“, dafür sind sie aber auch das Häßliche und Anmutigste, was unter dem Einfluß dieses herrlichen Meisterwerkes entstanden ist. Die „Regimentstochter“ ist nicht nur in der Form, sondern auch im Geiste der französischen komischen Oper gehalten und teilt Schwächen und Vorzüge derselben, die letzteren jedenfalls in hervorragendem Maße, mit ihrer Lebensfrist, ihrer Heiterkeit und durchgängiger Formschönheit.

Wo immer das menschliche Gemüt sich für das lyrische Drama empfänglich erweist, da bleibt es dem vor hundert Jahren in Bergamo geborenen Tonmeister zu Dank verpflichtet; seit mehr als hundert Jahren haben seine Werke die Welt erfüllt, und wenn die meisten von ihnen mit

Kammung und mit allen Einrichtungen versehen, wie sie der Reichtum in den Tropen bedingt. Die Bekämpfung besteht aus je 120 Mann.

Edward Grünner, der in den letzten Jahren seine Kräfte vornehmlich dem Motor- und Weidmannsleben entnahm, lehrte mit der von uns wiedergegebenen Figur des Schloß gewissermaßen zu den Anfängen seiner Laufbahn zurück, denn mit der lebendigen Fortführung Schalepetericher Gestalten begründete er seinen Ruf. Indessen läßt er diesmal nach dem frohlichen Humor, wie er namentlich in den Lustspiel-Scenen sich äußert, freien Raum, sondern mit seiner Verjüngung des Kapitänns von Venedig schuf er ein scharf gezeichnetes Charakterbild, das kaum ein Darsteller der Bühne gleich wirksam gestalten konnte.

Der Grindelmal, dessen Fang auf den Särder, der zu Ränemart geborenen Aufstiegs im Alantischen Ozean, wie veranschaulicht, ist eine Telpinart. Sobald der Fisch, der sechs bis sieben Meter lang wird, sich in der Nähe der Küste zeigt, stoßen einige Boote in See, und es beginnt eine Treibjagd. Durch Schläge mit den Modern und durch Steinwürfe wird die umzingelte Beute nach dem Lande zu getrieben und dorthin getrieben. Unter Bild zeigt einen Meereseinschnitt bei der Hauptstadt Thorsham an der Insel Strom. Die Wale sind bereits erlegt; aus dem Wasser ragen die Köpfe der toten Tiere hervor. Das Fleisch des Grindelmals wird sowohl frisch als getrocknet gegessen und soll sehr viel Nahrung liefern. Der Kopf, der Sped, die Eingeweide liefern eine Menge Thran. Die erlegten Wale werden gleichmäßig unter die Fische verteilt nach einem Abzug für Staat, Kirche, Schule und Armenpflege.

Verdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schäfer in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennennung — zu richten.

← Aus Zeit und Leben. →

Das Thuner Kadettencorps.

Fast jede größere Stadt in den deutschen Kantonen der Schweiz hat ihre Jugendwehr, Kadettencorps genannt, und besonders sticht sich dasjenige der Stadt Thun aus, das gegenwärtig 162 Angehörige zählt. Der Thuner Kadett tritt schon mit dem letzten Lebensjahr in das Corps ein und kann darin verbleiben, bis er die Schule verläßt. Das Offizierscorps besteht aus einem Hauptmann, zwei Oberleutenants, drei Leutenants, einem Feldwebel und einem Pontier. Dazu kommen neun Sachmeister und achtzehn Korporale. Die Uniform der Soldaten besteht aus einem blauen Rock mit silbernen Knöpfen und dunkeln Hosen mit weissen Streifen. Die Offiziere sind ausgezeichnet durch Aabelbänder und rotweisse Schärpe. Bei festlichen Anlässen tragen die Kadetten weisse Gamaschen, und im Gala-Anzug erscheinen sie in weissen Hosen. Die Offiziere haben als Waffe den Säbel, die Soldaten und Unteroffiziere das Gewehr von 600 Meter

Tragweite oder die Armbrust. Abgesehen von dem gewöhnlichen Exercieren findet jede Woche eine grössere Uebung statt, und alljährlich im October wird das Auschießen veranstaltet.

Die Feier dauert eine halbe Woche lang, und den Clanzpunkt bildet der letzte Tag, an dem die ganze Stadt und viele Umwohner auf den Festplatz strömen. Die Kadetten strengen sich ganz besonders an, ihre Kunst im Schiessen zu beweisen, und hierbei wird der hohe Ausdruock Gelehr noch einmal bekräftigt. Die Schüsse sind nämlich ein Abbild des Tacannens, und wer kein Herz durchbohrt, hat ins Schwarze getroffen. Der Feiger ist als Lell verkleidet, während ein böser Teufel mit grossem Horn durch seine Stapsproben und Späse für den besten Hunsor locht. Stände mit Chwarcen (darunter hauptsächlich Weisheit-Kostel) sorgen für die leiblichen Bedürfnisse. Jeder gute Schuss wird mit lauten Hoch und Hurraufen begrüßt. In das Schiessen in Erde, so werden die Sieger mit Geldpreisen bedacht, und es folgt der Umgang, aus dem wir einige Scenen im Bilde wiedergeben. Den Schluß der Feier bildet ein Festmahl, dem sich ein großer Ball anschließt.



Gewehrübun.



Regiments.

Nach Photographien von H. v. Wey.

Vom „Auschießen“ Fest des Kadettencorps in Thun, 12. Oktober 1897.

Ueber Land und Meer-Photographien für „Ueber Land und Meer“-Abonnenten.

Bis heute wurden bestellt von 1161 Einjendern 1863 Duzend 22356 Stück.

in Summa 22356 Stück.

Stuttgart, den 11. November 1897, Telegrafstr. 121/22, abends 6 Uhr.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Schach. (Fortsetzung von L. Schallers.)

Partie Nr. 4.

Offenheit im Rückwärts am 16. September 1897.

Sizilianische Partie.

Weiße: G. Schallers (Zug); Schwarze: St. Paulsen (Schlagmann).

Table with 4 columns: Zug, Weiße, Schwarze, Zug. Moves include 1. e2-e4, 2. Sf1-c3, 3. g2-g3, 4. Lf1-e2, 5. Sg1-e2, 6. d2-d4, 7. Sg2-f4, 8. 0-0, 9. d4-d5, 10. Sf4-g3, 11. Lf1-e2, 12. Lf1-d1, 13. Lf1-g2, 14. Lg5-f6, 15. Df3-e2, 16. Td1-d1, 17. h2-h4, 18. Df3-d1, 19. Lg2-f3, 20. Dd1-e2, 21. Sg2-f3, 22. Sg3-e1, 23. e2-e1.

10. Weißen heißt den Spielstein ganz und nicht nur die vorliegende Fortsetzung, die ein gewisses Spiel ergibt. 11. Über kommt auch Sg2-e2-g3 in Betracht. 12. S. Lf1-g2 hat nicht nur einen Zweck, Schwarz gewinnt nun ein Bauernopfer. 13. Damit wird e4-e5 provoziert und die weiße Partie. 14. Lf1-g2 hat zugewandt, wenn Schwarz, so folgt 15. Td1-d1, und Schwarz hat den Td1 nicht nötig, wenn 18. Sg3-e1. 15. Dies heißt Lf1-g2, und nicht nur, wenn Sg2-f3. 16. Die Schwärze hat f3-f4, und nicht nur, wenn Sg2-f3. 17. Über war hier Lf1-g2, aber die Schwärze hat ihm ein Bauern nicht und kann f3-f4 nicht ziehen.

12. Die Möglichkeit dieses Zuges hatte der Spieler der schwarzen Seite übersehen. 13. Zug 17-18, so 20. Lf1-g2, 21. Td1-d1 und so weiter. 14. Sollte Weiß abstecken, so hätte er keine Sicherheit des Gewinnes mehr. 15. Wegen 17-18, 19-20, 21-22, 23-24, 25-26, 27-28, 29-30, 31-32, 33-34, 35-36, 37-38, 39-40, 41-42, 43-44, 45-46, 47-48, 49-50, 51-52, 53-54, 55-56, 57-58, 59-60, 61-62, 63-64, 65-66, 67-68, 69-70, 71-72, 73-74, 75-76, 77-78, 79-80, 81-82, 83-84, 85-86, 87-88, 89-90, 91-92, 93-94, 95-96, 97-98, 99-100, 101-102, 103-104, 105-106, 107-108, 109-110, 111-112, 113-114, 115-116, 117-118, 119-120, 121-122, 123-124, 125-126, 127-128, 129-130, 131-132, 133-134, 135-136, 137-138, 139-140, 141-142, 143-144, 145-146, 147-148, 149-150, 151-152, 153-154, 155-156, 157-158, 159-160, 161-162, 163-164, 165-166, 167-168, 169-170, 171-172, 173-174, 175-176, 177-178, 179-180, 181-182, 183-184, 185-186, 187-188, 189-190, 191-192, 193-194, 195-196, 197-198, 199-200, 201-202, 203-204, 205-206, 207-208, 209-210, 211-212, 213-214, 215-216, 217-218, 219-220, 221-222, 223-224, 225-226, 227-228, 229-230, 231-232, 233-234, 235-236, 237-238, 239-240, 241-242, 243-244, 245-246, 247-248, 249-250, 251-252, 253-254, 255-256, 257-258, 259-260, 261-262, 263-264, 265-266, 267-268, 269-270, 271-272, 273-274, 275-276, 277-278, 279-280, 281-282, 283-284, 285-286, 287-288, 289-290, 291-292, 293-294, 295-296, 297-298, 299-300, 301-302, 303-304, 305-306, 307-308, 309-310, 311-312, 313-314, 315-316, 317-318, 319-320, 321-322, 323-324, 325-326, 327-328, 329-330, 331-332, 333-334, 335-336, 337-338, 339-340, 341-342, 343-344, 345-346, 347-348, 349-350, 351-352, 353-354, 355-356, 357-358, 359-360, 361-362, 363-364, 365-366, 367-368, 369-370, 371-372, 373-374, 375-376, 377-378, 379-380, 381-382, 383-384, 385-386, 387-388, 389-390, 391-392, 393-394, 395-396, 397-398, 399-400, 401-402, 403-404, 405-406, 407-408, 409-410, 411-412, 413-414, 415-416, 417-418, 419-420, 421-422, 423-424, 425-426, 427-428, 429-430, 431-432, 433-434, 435-436, 437-438, 439-440, 441-442, 443-444, 445-446, 447-448, 449-450, 451-452, 453-454, 455-456, 457-458, 459-460, 461-462, 463-464, 465-466, 467-468, 469-470, 471-472, 473-474, 475-476, 477-478, 479-480, 481-482, 483-484, 485-486, 487-488, 489-490, 491-492, 493-494, 495-496, 497-498, 499-500, 501-502, 503-504, 505-506, 507-508, 509-510, 511-512, 513-514, 515-516, 517-518, 519-520, 521-522, 523-524, 525-526, 527-528, 529-530, 531-532, 533-534, 535-536, 537-538, 539-540, 541-542, 543-544, 545-546, 547-548, 549-550, 551-552, 553-554, 555-556, 557-558, 559-560, 561-562, 563-564, 565-566, 567-568, 569-570, 571-572, 573-574, 575-576, 577-578, 579-580, 581-582, 583-584, 585-586, 587-588, 589-590, 591-592, 593-594, 595-596, 597-598, 599-600, 601-602, 603-604, 605-606, 607-608, 609-610, 611-612, 613-614, 615-616, 617-618, 619-620, 621-622, 623-624, 625-626, 627-628, 629-630, 631-632, 633-634, 635-636, 637-638, 639-640, 641-642, 643-644, 645-646, 647-648, 649-650, 651-652, 653-654, 655-656, 657-658, 659-660, 661-662, 663-664, 665-666, 667-668, 669-670, 671-672, 673-674, 675-676, 677-678, 679-680, 681-682, 683-684, 685-686, 687-688, 689-690, 691-692, 693-694, 695-696, 697-698, 699-700, 701-702, 703-704, 705-706, 707-708, 709-710, 711-712, 713-714, 715-716, 717-718, 719-720, 721-722, 723-724, 725-726, 727-728, 729-730, 731-732, 733-734, 735-736, 737-738, 739-740, 741-742, 743-744, 745-746, 747-748, 749-750, 751-752, 753-754, 755-756, 757-758, 759-760, 761-762, 763-764, 765-766, 767-768, 769-770, 771-772, 773-774, 775-776, 777-778, 779-780, 781-782, 783-784, 785-786, 787-788, 789-790, 791-792, 793-794, 795-796, 797-798, 799-800, 801-802, 803-804, 805-806, 807-808, 809-810, 811-812, 813-814, 815-816, 817-818, 819-820, 821-822, 823-824, 825-826, 827-828, 829-830, 831-832, 833-834, 835-836, 837-838, 839-840, 841-842, 843-844, 845-846, 847-848, 849-850, 851-852, 853-854, 855-856, 857-858, 859-860, 861-862, 863-864, 865-866, 867-868, 869-870, 871-872, 873-874, 875-876, 877-878, 879-880, 881-882, 883-884, 885-886, 887-888, 889-890, 891-892, 893-894, 895-896, 897-898, 899-900, 901-902, 903-904, 905-906, 907-908, 909-910, 911-912, 913-914, 915-916, 917-918, 919-920, 921-922, 923-924, 925-926, 927-928, 929-930, 931-932, 933-934, 935-936, 937-938, 939-940, 941-942, 943-944, 945-946, 947-948, 949-950, 951-952, 953-954, 955-956, 957-958, 959-960, 961-962, 963-964, 965-966, 967-968, 969-970, 971-972, 973-974, 975-976, 977-978, 979-980, 981-982, 983-984, 985-986, 987-988, 989-990, 991-992, 993-994, 995-996, 997-998, 999-1000.

Worträtsel.

Wenn ich mich in Ordnung bringe, Und nicht zu hoch ein Fieber bringe, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor.

Buchstabenrätsel.

Das Erste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zweite ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dritte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neunte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zehnte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das elfte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zwölfte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dreizehnte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierzehnte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfzehnte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechzehnte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebzehnte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achtzehnte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neunzehnte ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zwanzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das einundzwanzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zweiundzwanzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dreiundzwanzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierundzwanzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfundzwanzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechsundzwanzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebenundzwanzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achtundzwanzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neunundzwanzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dreißigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das einunddreißigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zweiunddreißigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dreiunddreißigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierunddreißigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfunddreißigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechsunddreißigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebenunddreißigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achtunddreißigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neununddreißigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das einundvierzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zweiundvierzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dreiundvierzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierundvierzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfundvierzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechsundvierzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebenundvierzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achtundvierzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neunundvierzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das einundfünfzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zweiundfünfzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dreiundfünfzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierundfünfzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfundfünfzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechsundfünfzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebenundfünfzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achtundfünfzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neunundfünfzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das einundsechzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zweiundsechzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dreiundsechzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierundsechzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfundsechzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechsundsechzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebenundsechzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achtundsechzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neunundsechzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebenzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das einundsiebzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zweiundsiebzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dreiundsiebzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierundsiebzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfundsiebzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechsundsiebzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebenundsiebzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achtundsiebzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neunundsiebzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achtzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das einundachtzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zweiundachtzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dreiundachtzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierundachtzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfundachtzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechsundachtzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebenundachtzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achtundachtzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neunundachtzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neunzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das einundneunzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das zweiundneunzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das dreiundneunzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das vierundneunzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das fünfundneunzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das sechsundneunzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das siebenundneunzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das achtundneunzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das neunundneunzigste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor. Das hundertste ist in Ordnung bringe, In Ordnung bringe es der Verlag, Und freigelegt mancher Preis das Thor Zur Stadt, liegt man ein Fieber vor.

Silberrätsel.

Nicht jede 3 hat 1 und 2, So glücklich sie auch nicht bereit, Nach da's nicht jede 1 und 2, Vier hat man in Belmonte 3 - Zwei mal 10, fünf die sechs sei: 2 eignen 1, 2 - 1, 2, 3!

Notizblätter.

Conkuff. In einer würdigen Weihnachtsfeier im Hause gehört nach gutem alten Brauch das Besinnungsstück. Dieses der beseligen unter dem neuen Christgebirge ist Karl Reinhold's die „Es sollt sich bei dem und leise“, das für höhere und tieferer Stellungen mit kleinerer Begleitung sich besser schon großer Beliebtheit erfreute (Ausführung, Ober Friedr. Siegel). Sehr willkommen werden daher jetzt auch die Übertragungen der kleineren Begleitung auf Orgel oder Harmonium von Gustav Dyck sein, sowie seine beiden Klavierausgaben in zwei und vier Händen aber jedes mit seiner Begleitung des bekannten „Der Hirschenfänger“ kommt, o taumel doch auf. Die kleinen, leicht herbarbaren Tonstücke dürften als Konkuff zu Weihnachten sehr beliebt werden.

Stund.

Unter dem Titel „Der moderne Stil“ giebt der Verlag von Julius Neumann in Stuttgart, der bis durch seine Publikationen schon bemerkenswerte Verdienste um die Verbreitung des Kunstgeschmackes erworben hat, ein neues Werk heraus, das sich die Aufgabe stellt, bedeutende kunstgeschichtliche Verbindungen, die während der letzten Jahre innerhalb der führenden Kulturstaaten geblieben sind, in Silber zu verpacken, alle gemachten eine internationale Ausstellung auf dem Gebiet der Kunst zu geben. Der allerschönsten Silberausstellungen ist das Publikum allmählich müde geworden, und auch unter den Künstlern macht sich das Streben bemerkbar, einen neuen, für unsere Zeit charakteristischen Ausdruck zu finden, einer „modernen Renaissance“ den Weg zu bahnen. Diese Verbindungen durch bildliche Verbindung hervorzuheben, ist ein Streben, beginnt sich nach dem Hintergrund, das vorzüglich auf künstlerischen Fortschritt zu ist, nicht die farbigen Hintergrund besteht ist. Schon die bisher geübten Formen gewinnen den Künstler und Kunstbesitzer eine reiche Fülle von Vorzügen.



Sie erheitern sich und bringen die fidelste Stimmung in alle Familien- und Gesellschaftskreise, wenn Sie die neuesten 10 Scherze: Der unruhige Geist, X-Strahlenströme, Scherz-Orakel, Vexir-Confetti, Hirscherer, Vexir-Selbst, Zauber-Glas, Fisches Kreislaufspiel, Pflanz-Konzept, Kinematop kaufen. Nur gegen Einsendung von 3 M. (Ausland M. 3.50) erfolgt franco Zusendung. C. H. Giesen, Cassel. Man verlange: Illustr. Preis, Kontant



Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp. Engros-Niederlage für Deutschland Berlin, Leipzigerstrasse 101/102. Moskau, Birmingham, Budapest, London, Mailand, Paris, Stockholm, Wien I. Schmiedestraße 25, Frederick Street 25, Wollnerstraße 25, 29 Moorgate Street, City, Piazza S. Marco 5, Rua do Matto 8, Vasagatan 26, Wollzeile 12. An Plätzen ohne Verkaufsstelle wende man sich gefälligst direct an die Engros-Niederlage. Prospekte gratis.

Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber. Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten silberweißen Nickelmetall, genannt Alpacca, und aus garantirt reinem Silber. Die garantierte Silberanlange beträgt 90 Gramm pr. Duzend. Esstöffel und Gabeln. Gravirungen von Wappen, Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch u. durch silberweiß. Berndorfer Alpacca-Silber-Geräthe sind die prächtigsten Hochzeits- und Ausstattungs-Geschenke! Sie sind für den täglichen Gebrauch berechnet. Als sogen. Hotelalber gemessen sie einen Vorrath! Löffel und Gabeln mit bestehender Garantie-Marke werden jederzeit im abgenutzten Zustande um 1/3 des Fabrikpreises gegen neue Waare zurückgekauft!



„Glandulen“ Gänzlich unschädlich, hergestellt aus Bromchloriden. Jede Tablette enthält 0,05 Glandulin u. 0,20 g Milchzucker. Gestehtlich geschützt. D. R.-Pat. Nr. 951914. Kerndecktes als wirksamstes Mittel anerkannt bei Lungenkrankheiten, chronischen Katarrhen und Lungenschwindsucht. Dr. R. Sander, Ehinow, schreibt: Mein Resumé geht dahin, dass Ihre Tabletten das beste Mittel gegen Tuberkulose bis jetzt darstellen. Weder Arsenik, noch Kresol, noch Salicyl wirken so schnell und sicher wie das Glandulin. Dr. Braun, Berlin: Ihre Glandulin-Tabletten habe ich gegen hartnäckige Heiserkeit und Husten mit sehr günstigem Erfolge angewandt. Ungünstige Nebenscheinungen traten nie auf. Derselben werde ich in ähnlichen Fällen wieder gebrauchen und kann den Herren Kollegen solche nur aufs Wärmste empfehlen. Künftig in den Apotheken in Säzern à 8,1,50 für 100 und 8,2,50 für 50 Tabletten oder direct an der Chem. Fabrik Dr. Hofmann Nachf., Meerane in Sachsen, welche auch Broschüre und Krankenberichte auf Wunsch gratis und franco versendet.

Verlangen Sie Heimchen-Spiele in allen Spielwaaren- und Buchhandlungen! Verlag von C. Abel-Klinger, Nürnberg, gegründet 1785. Jedes Spiel trägt, um Zeichnungen zu vermeiden, die Bezeichnung „Spiele Heimchen-Spiele“ in einer Schrift, die sich durch eine Reihe klarer, deutlicher Zeichen auszeichnet und leicht zu lesen ist.

Nervöse

erhalten in Proben über möglichst fern. Mittel von Augsburg, Hofapotheker Berger.



Unübertroffen für Kohlen- und Gasheizung. Versteht für Haushaltung, Hotels, Restaurants etc. Kataloge franco. Hildesheimer Sporthof-Fabrik. A. Senking, Hildesheim. Hof. St. Maj. des Kaisers.

Musik-Instrumente

kaufen man besten und billigsten direkt von der Fabrik von Hermann Dölling jr., Martenwäldchen 12, Nr. 314. Kataloge umsonst und franco. Preisverhältnisse sind über meine preisgünstigen Nachdrucke nicht mehr zu verbergen. Angenehmste Weihnachtspräsente!

Teppiche

In Europa und Asien, à 3,75, 5, 6, 8, 10 bis 100 Rub. Preisverhältnisse gratis! Sapphirstoffe auch Netze. reigende Farben, billige Preise. Berlin größtes Teppich-Exportgeschäft. BERLIN S. Emil Lefèvre, Oranienstr. 158.